This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

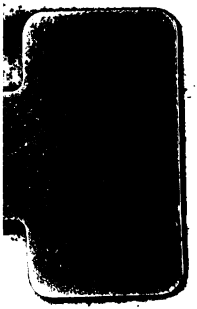
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07495148 8



Presented by
GEORGE FISCHER
to the
New York Public Library

Sämmtliche

Werke

von

Caroline Pichler,

geborenen von Greiner.

10. Bändchen.

Wien, 1828.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Die Nebenbuhler.

Von

Caroline Pichler,

gebornen von Greiner.

Zweyter Theil.

Wien, 1828.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
243717
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1902

Acht und dreyßigſter Brief.

Chevalier Dumesnard an die Gräfinn Herminie von S**.

O..g, den 19. May 1809.

Vor ein paar Tagen habe ich Ihre kathegoriſche Depeſche, oder vielmehr den Imperativ unſerer tief in Liebesnetze verſtrickten Fürſtinn erhalten. Sie muß heirathen! So beginnt die herrſchende Alexandrine, und trägt mir kurz und gut dieß Geſchäft, wie den Ankauf eines Hauſes, auf. Zwar ſollte die Schmeicheley, welche gleich darauf folgt, mich beſtechen, und geneigt machen, den lieblich eingekleideten Auftrag für minder ſchwierig anzuſehn. Aber bey aller Ehrfurcht für den Befehl einer hohen und ſchönen Frau, und bey aller Reizbarkeit meiner Eitelkeit für ein Lob aus ſo ſchönem Munde, fühle ich doch, daß die mir angeſonnene

Aufgabe unendlich schwierig ist, und daß ich nicht versprechen kann, sie gewiß auszuführen. Sie muß heirathen! Wie geschwind fünf zierliche Finger diese drey Worte hinschreiben! Und wie das blonde Köpfchen, das sie dictirte, so gar nichts von den Schwierigkeiten ahnet, die sich erheben, wenn jene todten Buchstaben in's Leben treten sollen! Das ist die Eigenheit der Großen. Das Glück, die Menschen haben sie verwöhnt. Jenes gab ihnen so viele Mittel, jeder ihrer Launen zu folgen; diese fanden sich stets so bereit, die noch übrigen Hindernisse aus dem Wege zu räumen, Berge zu ebnen und Thäler auszufüllen, daß der Kreis des Möglichen sich für sie in's Unendliche erweitert, und sie meinen, auf gerader gepflasterter Straße bis in den Mond wandeln zu können, wenn ihnen einmahl von einem solchen Spaziergang träumen sollte. Sie muß heirathen! Ich mußte lachen, als ich diesen peremptorischen Ausspruch so trocken hingeschrieben sah. Und wenn sie nun nicht heirathete! Was würden Ihre Durchlaucht thun?

Indessen umsonst soll mich eine schöne Frau nicht gelobt, und eine andre gebethen haben; und wir wollen versuchen, was sich thun läßt. Auch die

Götter im Olymp nehmen mit unſerm guten Willen vorlieb. Sollten es die Erdegöttinnen nicht?

Es dämmert eine Art von Plan vor meiner Seele, und ein günſtiger Zufall, der mir eben heute einen Brief in die Hand führte, der, wie von dienſtbaren Geiſtern, für unſre Abſicht geſchrieben ſcheint, ſoll mir als ein Unterpfand des Glückes dienen, das meinem Beſtreben freundlich zulächeln will. Die kleinen Manöver, welche wir uns von Zeit zu Zeit mit den Briefen der bewußten Perſonen erlaubten, haben es endlich dahin gebracht, daß beyde Verliebte einander zu mißtrauen anfangen, und er nun mit einer förmlichen Zurückgabe ihres Wortes auftritt. Es wäre auch ſonſt ſehr begreiflich, daß er den Anfang zur Auflöſung eines veralteten Bandes machte. Ihn mag es wohl am meiſten gedrückt haben. Aber es iſt für uns von unſchätzbarem Werth, daß er es gethan, und der Brief ſollte mit Gold aufgewogen werden. Den ſoll das ſchmachtende Täubchen haben, den allein von zehn oder zwölfen, die in meine Hände fielen; aber nicht, ehe die gehörigen Veränderungen daran vorgenommen worden. Lächerlich war mir's doch, was er von den poſtämtlichen Zeugniſſen ſchreibt. Ja freylich bekam er die Receppiſſen und die Unterſchrift glich Luciens Hand. Wer

ſie unterſchrieben, brauchte er nicht zu wiſſen. Sie ſoll das jetzige auch unterfertigen, und, bey Gott! er ſoll keinen Unterſchied der Schriftzüge erkennen, ſo wenig, als ſie eine Ahnung davon hat, daß ein Brief, den ſie unmittelbar von der Poſt zu erhalten meint, früher in meinen Händen geweſen, von mir geleſen, und einige Worte geändert worden ſind. So ſteht nun ſtatt eine neue Reiſe in Geſchäften des Fürſten — eine neue Reiſe in Geſellſchaft der Fürſtinn, und weiter unten ſtatt: unter den jetzigen Umſtänden — unter den jetzigen Umgebungen. Sie ſehen, es kam nur auf ein Paar Buchſtaben an; und dieſe Umgebungen ſind ein modernes vieldeutiges Wort, es läßt ſich bequem allerley darunter begreifen, und nichts iſt unſerm Zwecke förderlicher, als unbeſtimmte Ausdrücke.

Es thut mir ordentlich leid, daß Lucie jetzt nicht in der Stadt iſt, und ich den Genuß, die Wirkungen meiner Gabe Gift mit langen Zügen auf ihrem Geſicht zu leſen, bis nächſten Sonnabend verſchieben muß, wo ich dem dienſtbefliſſenen Neuenbach verſprochen habe, einmahl mit ihm nach Erlhof zu fahren. Dem armen Schlucker können jetzt Roſen blühen; er iſt eine Hauptfigur auf meinem Gemählde.

Florheim liebt das Geld unmäßig, die Hoffnung großen Gewinnstes reizt ihn leicht, auch zu gefährlichen Speculationen. Die Continentalsperre kommt da sehr gelegen; es läßt sich etwas mit Colonialwaaren thun. Ich weiß eine Parthie, die an einem sichern Orte liegt, und nur eines muthigen Schmugglers bedürfte, um hereingebracht und äußerst vortheilhaft abgesetzt zu werden. Ein Wink, zu rechter Zeit hingeworfen, kann den Alten locken. Neuenbach muß ebenfalls die Hand in's schmutzige Werk stecken, um mit schwarz zu werden. Sein freysinniger Haß gegen Napoleon, den er nie ermangelt, einen Tyrannen zu nennen, wenn Niemand von den französischen Behörden gegenwärtig ist, soll angefacht, und ihm das Contrebandierswerk als eine republicanische Großthat vorgestellt werden. Gelingt der Plan, und ist das Gold gewonnen, dann erkauft der Vater die Verschwiegenheit des Mitwissenden durch die Hand der Tochter, und Lucie, von dem ersten Geliebten aufgeopfert, am Rande der alten Jungferschaft, wird ohne großes Sträuben sich dem Geboth fügen, das sie von der Schmach rettet, unverheirathet zu sterben, und sie überdieß als Opfer kindlicher Pflicht in geziemender Romanenverklärung darstellt.

Das sind ungefähr die Umrisse meines Ent-

wurfes. Wie ich ihn ausführen werde, steht bey der Zeit, der Gelegenheit, und der — Thorheit meiner handelnden Personen. Wer darauf zählt, irrt selten. Schreiben Sie der allzuzärtlichen Herrin also, daß, so seltsam ihr abrupter Befehl klingen mag, ich doch die Hoffnung nicht aufgebe, ihm Folge leisten zu können, und daß ich mich darauf freue, meine Belohnung, oder wenigstens meinen Dank — wenn auch nicht ganz in dem Sinne, in dem es die Reizende gemeint haben mag, von ihr selbst vielleicht in Kurzem zu hohlen.

Neun und dreyßigster Brief.

Lucie Florheim an Roſalinden.

Erlhof den 7. Junius 1809.

Das beyliegende Blatt iſt die Abſchrift eines Briefes von demjenigen, den ich einſt, und lange Zeit meinen Freund nannte. Ich erhielt ihn vor einigen Tagen. Der Traum iſt entflohen, ich bin erwacht. Klagen kann ich nicht. Das war mir nur ſo lange eine Erleichterung, als eine Änderung oder Verbeſſerung meines Schickſals möglich war. Es war, glaube ich, die leiſe Stimme der Hoffnung, die, was ſie anders wünſchte, mit der Zeit durch Bitten und Klagen vom Himmel zu erhalten hoffte; es war der wehmüthige Rückblick der Erinnerung auf eine ſchönere Vergangenheit, in welcher die Seele eine Art des Troſtes bey der Kälte und Unzulänglichkeit der Gegenwart ſuchte, weil ſie hoffte, ihr Paradies einſt wieder betreten zu können. Das iſt

vorbey. Diese letzten Tage waren die schmerzlichsten meines Lebens. Ich hätte es nicht vermocht, irgend etwas zu thun, irgend Jemand zu sprechen, oder auch nur zu sehn. Unter dem Vorwand eines Rückfalls von Schwäche und Angegriffenheit, den man der Kaumgenesenen gern glaubte, hielt ich mich in meinen Zimmern verschlossen, und streifte nur manchmahl ganz allein durch die tiefdunkle Waldung, die unser Gütchen nah umkränzt. Alle Begleitung, alles Gespräch war mir peinlich, selbst das meiner Geschwister. Jeder äußere Eindruck, der auf irgend eine Art fremd und kalt in das erschütterte Gewebe meiner Gedanken griff, erregte mir empfindlichen Schmerz, so wie ich mich erinnere, daß in den ersten Tagen meines Aufkommens nach meiner Krankheit jeder hellere Lichtstrahl, jeder lautere Ton verletzend durch die zitternden Sinne drang.

Was eigentlich in dieser Zeit in meinem Gemüthe vorgegangen, kann ich nicht sagen; es war überall Dunkelheit, und überall Schmerz. Nun stehe ich oft verwundert vor meinem eigenen Ich, und frage mich, ob ich denn dieselbe bin, die ich vor fünf Jahren, die ich noch im vorigen Herbste war?

Einige Mahle in den letzteren Tagen kam es mir vor, als sey mein Verstand irre geworden. Ich

konnte meinen Gedanken nicht, wie ſonſt, gebiethen; es drängten ſich mir Ideen auf, die ich nicht als die meinigen erkennen konnte. Glaubſt Du, daß mich das erſchreckte? Vielleicht war es ein neues Zeichen der Geiſtesverwirrung. Es war mir, als ſollte ich mich darüber freuen. Neuenbach hat uns zweymahl während jener Periode in Erlhof beſucht. Ihn zu ſehn war mir ganz unmöglich, ihn, der mich liebt, heiß, treu und beſcheiden, und deſſen Liebe zu erwiedern, ſchlechterdings nicht in meiner Macht ſteht. Je wärmer ich ihn fände, je ſchneidender drängte der Gedanke des furchtbaren Widerſpiels durch mein Herz. Jetzt aber werde ich ihn doch bald empfangen müſſen. Ich ſchaudre davor. Sie ſollen mich in Ruhe laſſen; ich bin ein abgeſchiedner Geiſt, der nicht mehr in dieſe Welt gehört, und, wie ein ſolcher, des ruheloſen, zweckloſen Herumwandelns herzlich müde.

Der Tod war mir ſo nahe. Warum hat er den geknickten Halm vollends abzuſcheln verſchmäht? Es kommen mir allerley Antworten, von Prüfungszeit, irdiſcher Läuterung, Aufopferung für Andere, für Vater, Geſchwiſter, denen ich etwas ſeyn könnte. Es flüſtert ſie mir Etwas in meinem Innern zu, aber ſie verhallen an dem dumpfen Sinn, der keine davon aufzufaſſen im Stande iſt. Vielleicht

komme ich doch noch dahin, wenn der jetzige Zustand der Vernichtung aufhört. Mein Vater war glücklicher Weise die letzten Wochen gar nicht in Erlhof. Er hat sehr wichtige Geschäfte, erzählte Neuenbach den Schwestern, die ihn Tag und Nacht in Anspruch nehmen. Was sich die Menschen doch abmühen können, Geld zu erwerben! Doch sind sie nicht im Stande, mit Millionen auch nur Einen Augenblick der Vergangenheit zurück zu erkaufen! Auch Neuenbach soll zerstreut, verstört gewesen seyn. Es schien Fanny, als wäre es nicht bloß die Sorge um mein Befinden, was ihn beschäftigte; es war, sagte sie, als beherrsche ihn eine fremde, unangenehme Idee, und er gäbe sich Mühe, heiter und auf die Gegenwart aufmerksam zu scheinen.

Es wird ihm nicht an Kummer fehlen; er ist ja ein Mensch, und einer der Besten. Schon daß er liebt, wo ihm keine Erwiederung werden kann, ist Unglück genug. Ich habe oft darüber nachgedacht, warum ein so zerknicktes Wesen, das eigentlich seit längerer Zeit nichts gewesen, als eine Zielscheibe für die Pfeile des Schicksals, warum so ein Wesen, das nun einmahl hienieden nicht glücklich seyn darf, nicht die Macht haben sollte, gleich auch die Leiden seiner Lieben auf sich zu nehmen? Ob in dem nun einmahl verkümmerten Daseyn ein Paar Dornen

mehr oder minder ſtehen — was liegt daran? Und den Andern wären ſie erſpart!

Könnte ich nur ſagen, ich litte für Vater, für Geſchwiſter, für Dich, allenfalls auch für Neuenbach — denn er hätte es wohl um mich verdient — ſo hätte mein Leiden doch einen erhebenden Zweck! Aber ſo!

Ich ſoll Briefe erhalten, Recepiſſen unterfertigt haben? Welche armſelige Erfindung, um einen Treubruch zu beſchönigen? Warum wird denn in dieſem Abſchiedsbrief zum erſtenmahl der Fürſtinn ganz ohne Rückhalt erwähnt, und daß die Reiſe in ihrer Begleitung die Aufhebung unſeres Verhältniſſes nothwendig macht? Wer das nicht verſtünde, er müßte mehr als fühllos, er müßte ganz eigenſinnig und unausſprechlich gemein ſeyn, um wider den Willen des erkalteten Freundes noch in einem Bunde zu beharren, der längſt keinen Sinn mehr hat! Und was ſollen dieſe Anſpielungen auf Neuenbach? Sollte Elmwald ihn und mich nicht näher kennen, um ſolche Vermuthungen in's Reich der Träume zu verweiſen?

Ich habe nicht geantwortet. Ich werde es nie. Die Unterſchrift auf dem Recepiſſe beſtätigt ihm den ſichern Empfang. Mehr bedarf es nicht; denn die Antwort, die einzig mögliche, liegt darin. Leb wohl, Roſalinde! Mein Kopf iſt müde.

Vierzigſter Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

D..g den 8. Junius 1809.

Was iſt das für eine Welt, Raphael! und wie arbeiten niedrige Leidenſchaften und wilde Triebe nur dahin, was der Schöpfer ſo ſchön gebildet, was zum Glücke des Menſchen beſtimmt war, in Gift und Entſetzen zu verkehren! Was könnte die Erde für ein ſeliger Aufenthalt guter Geſchöpfe ſeyn, und welch' ein Gefangen- und Irrenhaus ſchlechter, verkehrter Geiſter iſt ſie nicht! Habſucht, Eigennutz, Sinnlichkeit, Eitelkeit treiben ihre Bewohner mit Schlangengeiſſeln ruhelos umher, und weh den Reinen, die in dem Tumult jener rohen Gewalten ihr ganzes Erdenglück und ſich ſelbſt wehrlos zu Grunde gehen ſehn müſſen!

Der Frühling iſt jetzt in ſeiner ganzen holden Jugendkraft und himmliſchen Fülle auf dieſen Flu-

ren entfaltet. Alle Anger ſtehen voll Blumen, alle Büſche am Wege voll Roſen, an den Baumzweigen bildet ſich ein Reichthum künftiger Früchte aus, Nachtigallen jauchzen von glücklicher Liebe in der Nacht friſchumlaubter Äſte, tauſend ſelige Paare ſingen ihre Freude aus den Wäldern, oder brüllen ſie von fetten Triften uns entgegen, die ganze Natur iſt Mittheilung, Liebe, Seligkeit. Nur der Menſch ſteht kalt, berechnend, ſchroff, grauſam mitten unter jenen unſchuldigen Freuden, und ſinnt darauf, wie er ſich auf Koſten ſeiner Mitgeſchöpfe, nicht Glück, ſondern niedrigen Genuß verſchaffe, und opfert alles, was in ſeinen Bereich kommt, ſeinen ſelbſtiſchen Trieben.

Wie wahr iſt Schillers Wort:

Die Welt iſt vollkommen überall,
Wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual.

Was in den letzten Tagen um mich vorging, drang mir dieſen feindſeligen Gedanken auf. Es geſchieht ſo Manches, was ich verabſcheue, was ich hindern möchte, und nicht hindern kann, und wovon ich nichts als Verwirrung, ja Unglück vorherſehe.

Luciens Vater, ſonſt ein ſtreng redlicher Mann, ward von ſeiner Liebe zum Gelde verleitet, ſich in ein eben ſo gefährliches, als, nach meinem Gefühl,

ungerechtes Geschäft einzulassen. Ihn treibt, wie er sagt, die Liebe zu seinen Kindern, der Wunsch, bey den jetzigen, dem Handel so ungünstigen Zeiten, ein Capital zu erringen, wovon er ihnen Landbesitz kaufen, und so ihre Zukunft sichern will. Mir scheint das ein Vorwand, mit dem er Andere, und vielleicht auch sich täuschen möchte. Sein Vermögen ist jetzt schon so bedeutend, daß ein Theil desselben, aus der Handlung gezogen, zu jenem Zwecke hinreichen würde. Auch ist Erlhof ein Besitzthum, das, gut verwaltet, eine Familie zur Noth erhalten könnte. Aber der in glücklichen Speculationen ergraute Kaufmann kann den Gedanken nicht fassen, seine Geschäfte einzuschränken. Ich habe widerrathen, gebethen, ihm die möglichen Folgen, die Gefahr, der er seine Familie aussetzt, vorgestellt. Vergebens! Die Zuversicht auf seine Klugheit und seine Maßregeln ist so groß, daß er meine Einwendungen als Ängstlichkeit verachtet, und jenes Geschäft schon für gelungen ansieht.

Was mich ärgert, ist, daß das unselige Project von einem Manne herrührt, dem ich in Dingen des Weltlebens stets die größte Umsicht zugetraut habe. Ein unglückliches Wort, das Dumesnard neulich fallen ließ, warf den ersten Funken in Florheims Seele. Ich sah die Wirkung, die es

machte, auf der Stelle mit Schrecken ein. Ohne es scheinen zu wollen, hielt Florheim den Gegenstand fest, und kam oft wieder darauf zurück, wenn Dumesnard davon absprang oder ich, um das Gespräch abzulenken, etwas anderes auf die Bahn brachte. Dumesnard äußerte sich nach seiner Art, originell, scharf. Ich kenne seine Denkart, ich weiß, wie sehr sein freygesinnter Geist unter der allgemeinen Unterdrückung des Menschengeschlechts leidet; aber was bey Einem sich zur vergeblichen Klage, bey Andern zu dunkelm Haß ausbildet, der über Rachegedanken brütet, spricht sich bey ihm als kalte Ironie aus, die ihm die ganze Welt und ihr allmächtiges Treiben als eine Zucht- und Buß-Anstalt des Schicksals betrachten macht, das die Sünden und Thorheiten dreyer Jahrhunderte ohne Glauben, Kunst und Kraft an den entarteten Enkeln rächt. Er haßt Napoleon; und was dahin zielt, seiner Despotie einzeln oder im Ganzen Eintrag zu thun, ist ihm willkommen. So sieht er, was Florheim beabsichtigt, nicht in so abschreckendem Lichte. Mich aber dünkt es Unrecht; es läuft deutlich ausgesprochenen Verträgen und beschwornen Gesetzen zuwider, und darum soll es nie und von Niemand geschehen!

Was Dumesnard über die Zulässigkeit solcher Handlungen überhaupt spricht — von Florheims Absichten weiß er nichts — hat mich nicht befriedigt. Es ist Sophisterey, und hält die strenge Untersuchung eines redlichen Herzens nicht aus. Gegen Florheim habe ich mich deutlich erklärt. Ich habe mich jeder Theilnahme geweigert; doch Treue und Verschwiegenheit habe ich ihm feyerlich zugesagt, und mein Entschluß steht fest, sollte er unglücklich seyn, ihn und die Seinen nie zu verlassen.

Lucie! Theures, unglückliches Mädchen! Warum steht es nicht in meiner Macht, dich rettend diesem Sturme zu entziehn, und in meinen Armen zu bergen? Warum stößest du ein treues Herz eigensinnig zurück? — Doch nein! Das thut sie nicht. Sie ist mir so wunderhold, so gut! Es ist mir, seit sie genesen, ein schöner Stern in ihrer Freundlichkeit aufgegangen, und an was ich nicht mehr denken durfte und wollte, regt sich jetzt wieder mit dem erwachenden Leben der Natur in mir; ihre sichtliche Achtung, ihre vermehrte Theilnahme beleben die schwachen Keime der Hoffnung, und leise Stimmen flisterten mir zu: Vielleicht!

Elmwald lebte bis jetzt fortwährend mit seiner reizenden Herzoginn in Paris, und soll, so sagt

Dumesnard, jetzt mit ihr eine Reise in das mittägige Frankreich angetreten haben. In Paris hat er sich durch die Gewandtheit und das Glück, womit er die eben so schwierigen als wichtigen Geschäfte seiner Mission führte, ungemeine Verdienste um seinen Hof erworben, so, daß er die Hoffnung nähren darf, trotz seiner bürgerlichen Herkunft, durch jene sowohl, als durch die Gunst der Fürstinn, vielleicht bey seiner Rückkehr den Platz des alten Ministers, der sein bitterster Feind war, zu erhalten. Das ist nun freylich für seinen aufstrebenden Ehrgeiz eine schimmernde Aussicht, und für diese wirft ein Mensch, wie er, wohl ein arglos vertrauendes Mädchenherz hin. Auch neuerdings muß wieder Etwas geschehen seyn, wodurch er mittel- oder unmittelbar ihr allzuweiches Herz verwundet hat. Ich war nun zweymahl in Erlhof. Einmahl begleitete mich Dumesnard; aber Lucie war nicht zu sehn. Fanny sagte mir, sie habe einen heftigen Anfall von Fieber gehabt, und man habe eine Recidive gefürchtet. Seitdem habe sich ihr Körper erhohlt, aber ihre Seele scheine tief zu leiden. Sie will Niemand sehen, kaum ihre Geschwister, und sie hat Fanny weinend gebethen, ihr den einzigen Trost ihres Kummers, die voll-

kommenſte Einſamkeit, für einige Tage zu gönnen. Was wird noch aus allem dieſem werden! O, hatte ich nicht Recht, wenn ich am Eingange dieſes Briefe ſagte, daß die Menſchen es ſind, welche durch ihre Verderbtheit die Schönheit der Schöpfung entheiligen!

Ein und vierzigſter Brief.

Alphons Elmwald an ſeinen Bruder.

** bey Genf, den 10. Julius 1809.

Ich bin frey. Die Ketten ſind geſprengt. Wozu ſie länger tragen, wenn kein Ziel am Ende der mühſamen Bahn den Kämpfer für die Entbehrungen der Gegenwart durch die Ausſicht auf eine lohnende Zukunft entſchädigt? Meine Zukunft iſt weggebrochen; wie in eine unermeßliche Finſterniß blickt mein ſtarres Auge in die weitere Fortſetzung dieſes öden Daſeyns hinaus, das den Nahmen Leben nicht verdient.

Es ſagt uns die Philoſophie, es lehrt uns der Glaube, daß dieſe Erde nur eine Herberge, und wir die Pilger ſeyen, welche durch die vorübergehenden Beſchwerden der kurzen Wanderung ſich eines ſchöneren Jenſeits in unvergänglicher Seligkeit würdig machen ſollen. Der Schmerz iſt

kurz oder leicht, prahlt die Stoa. Die Leiden dieser Zeit kommen nicht in Vergleich mit der Herrlichkeit, die einst an uns soll offenbar werden, tröstet die Religion. Erhabene Sätze für den Glücklichen, oder mindeſt den Ruhigen! Aber der Weg iſt nicht ſo kurz, die Pilgerſchaft nicht ſo ſchnell zurückgelegt. Zwanzig bis dreyßig Jahre, unter lähmenden Schmerzen hingeſchmachtet, dehnen ſich zu einer furchtbaren Ewigkeit aus. O ihr glücklichen kalten Philoſophen! Ihr von keinem irdiſchen Band der Leidenſchaft berührten Frommen, denen ihr Stand in früher Jugend die Abſtreifung aller weltlichen Neigungen zur Pflicht machte, und die ihr in ruhiger Vereinzelung kein anderes Streben als nach dem Himmel kennt! Ihr konntet ſolche Lehren geben; aber wer kann ſie befolgen?

Ich habe Lucien ihr Wort zurück gegeben. Ich mußte es. Mein düſteres Schickſal ſoll ſie nicht mit in ſeine bodenloſe Tiefe ziehn. Daß ſie es nur gezwungen theilen würde, beweiſet ihr Stillſchweigen ſeit den letzten fünf Monathen, ſo wie kein Zweifel darüber bleibt, daß ſie meine Briefe erhalten; denn ich beſitze die poſtämtlichen Zeugniſſe, von ihrer Hand unterzeichnet, die mir nur zu wohl bekannt iſt. Ich weiß, daß Neuenbach ſie

liebt, daß sie ihm schon voriges Jahr herzlich gut war. Er ist ihres Vaters Liebling, ein liebenswürdiger edler Mensch. Er hat Vermögen, er kann ihr seine Hand sogleich biethen, und wird sie den Armen ihres Vaters nie entziehn, der dieß zur unerläßlichen Bedingung bey der Wahl seines Schwiegersohnes macht. Kann ich diesen tadeln, daß er seine jüngern Kinder nicht ihrer zweyten Mutter berauben lassen will? Könnte Luciens Stelle je durch eine Andre ersetzt werden? Du siehst, es ist unausweichbar. Ihr Gelübde mag sie genug gequält haben. Wie oft hat sie in früherer Zeit unter seiner Last geseufzt, nicht, weil das Band sie drückte, sondern weil das Geheimniß, die Eigenmächtigkeit des Schrittes, schwer auf der frommen Seele lagen! Nun ist sie frey, und jene Last von ihr genommen. So habe ich mich scheidend noch um sie verdient gemacht.

Auch ich fühle die Erleichterung von Ketten anderer Art. Die letzte Zeit in Paris war eine Zeit unaussprechlicher Qual für mich. Was mich vor einem Jahr an der blendenden Erscheinung dieser Herzoginn reizte, ihre geistvolle Unterhaltung, die Sonderbarkeit ihrer Ansichten, ihr Schicksal, dessen unglückliches Opfer sie sich so gern nannte, ihre Launen selbst und ihre Schönheit —

erscheint mir nun in ganz anderm Licht. Der Zauber dauerte kurze Zeit, ich sah in **bad schon ziemlich hell; jetzt war der stete Umgang mit ihr mir peinlich, und zuletzt unaushaltbar. Sie ist eine eitle, herrschsüchtige Frau, nie gewohnt, ihre Launen, wie ihre Leidenschaften zu zügeln, die in jedem Gegenstand nur sich liebt. Ihre Freundinnen sind die Werkzeuge ihrer Plane, der Mann ihrer Wahl nichts, als der Gegenstand wechselnder Furcht und Hoffnung, das Mittel, ihren in verworrenem Herumtreiben ermatteten Geist zu beleben, ihm angenehmes Gefühl und Beschäftigung zu geben.

Als jene Depesche kam, die mich nach Marseille bestimmte, war ich bey ihr. Sie hat es bey ihrem Vater so einzuleiten gesucht, daß jede wichtige Sendung an sie addressirt wurde. So mußte ich meine Aufträge jedesmahl bey ihr hohlen, und ich konnte wohl erkennen, daß Herrschsucht und Lust an Einfluß eben so viel Antheil an dieser Verfügung hatten, als der Wunsch, mich öfters zu sehen.

Dießmahl kam ihr meine Versendung sehr ungelegen. Mich vernichtete sie; denn ich sah, wie im Lichte eines schrecklichen Blitzes, meine

nächste Zukunft, was ich thun mußte, und gethan habe, Lucien ihre Freyheit zurückzugeben.

Unmöglich war es mir, in dieser Verstörung meines Geistes bey Alexandrinen zu verweilen, und ihre selbstsüchtigen Klagen, die Ausbrüche ihrer Launen, anzuhören. In der Einsamkeit einer schmerzlichen Nacht reiften meine Entschlüsse, und, bereit mich einem Auftrag zu fügen, den abzulehnen ich keine Möglichkeit sah, ging ich Morgens zur Fürstinn.

Ihr erstes Wort, wie ich eintrat, war: Nun, was sind Sie entschlossen zu thun, Alphons?

Was ich muß — gehorchen.

Und Paris verlassen?

Ich zuckte die Achseln.

Soll ich hier allein, schutz- und freundlos zurückbleiben?

Ich sah sie erstaunt an. In dem Augenblick, wo mein Lebensglück zertrümmert vor mir lag, konnte diese Frau daran denken, was ihr an Lebensgenuß und Unterhaltung abging?

Eine unendliche Bitterkeit wallte in meinem Herzen empor. Nur der Gedanke, daß Alexandrine meine Verhältnisse nicht ganz kenne, und daher das Zerstörende jenes Auftrags nicht bemessen konnte, stimmte mich milder, und erstickte

zum Theil meinen Unmuth, der mir eine sehr scharfe Antwort eingegeben hatte. Sie fuhr fort, sich zu beklagen, und nur sich zu sehn. Meine Lage kam in keinen Betracht; nur daß sie mich aus ihrer Nähe verlieren sollte, reizte ihre Empfindlichkeit auf. Sie erklärte zuletzt, daß sie nach Hause schreiben, und die Mission, so gut es möglich wäre, hintertreiben würde.

Sollte mir aus dieser unseligen Neigung noch Heilsames aufgehen? Ich überließ mich einige Augenblicke einer schmeichelnden Hoffnung. Am andern Morgen war sie verlöscht. Alexandrine hatte sich eines andern besonnen. Sie wollte mich begleiten. Ein Blitz aus heiterer Luft hätte mich nicht mehr erschrecken können. Verbannt zu seyn — weiß Gott auf wie lange! — Lucien zu verlieren, und diese Fesseln ohne Erlösung fortzutragen! Ich verstummte lange, ich fühlte mich nicht fähig, ihr zu antworten. Was sie von meinem Schweigen, von meinem sichtbaren Erschrecken gedacht haben mag, weiß ich nicht, und begehre es nicht zu wissen. Sie zürnte, das erkannte ich, und vertheidigte mich nur schlecht gegen die Vorwürfe, die sie mir mit großer Heftigkeit machte. Nach Tische erhielt ich einen zweyten Brief vom Minister, der meine Abreise sehr dringend machte. Noch diese Nacht sollte

ich aufbrechen. Meine Stellung zur Tochter meines Monarchen erlaubte mir nicht, ohne Abschied von ihr abzureisen. Ich überwand meinen Widerwillen, und ging Abends zu ihr, ihr diese Nachricht zu bringen, und ihren Entschluß zu vernehmen. Sie war aufgebracht. Ich ward nicht vorgelassen — ihre gewöhnliche Strafe, wenn ich sie durch etwas gereizt hatte. Ach, sie ahnete nicht, wie wohl sie mir mit dieser Freygebung that! Ich bestellte die Pferde, und schrieb an die Fürstinn. Sie war jetzt wirklich nicht zu Hause, sondern bey einer Freundinn auf dem Lande, auf deren Schloße Souper und Ball war. Man erwartete sie erst am nächsten Morgen zurück. Ich dankte dem Himmel, der mich auf diese Art von einer großen Verlegenheit gerettet, und reisete nach Mitternacht ab. In hastiger Eile durchflog ich Frankreich. Die paradiesischen Thäler der Provence nahmen mich auf. O wenn etwas im Stande wäre, ein wundes Herz zu heilen, diese milden Lüfte, von Orangendüften geschwängert, diese Gefilde voll Rosen, diese Olivenhaine, dieser klare Himmel, der sich in unbeschreiblichen Farbentönen um die blühende Landschaft zieht, müßten es thun! Aber von irdischen Berührungen gesundet kein himmlischer Geist, und mit einem Schmerz, in dem Erhebung liegt, fühle ich in meinem Leid

selbst, daß ich ewig bin, daß nur Jenseits dieser Geist finden wird, wessen er nun einmahl zu seiner Vollendung bedarf, Treue, Hingebung und wechsellose Liebe.

Ein Paar Wochen lebte ich nun in Marseille, tief in Geschäften begraben, die alle meine Kräfte in Anspruch nahmen. Von hier aus schrieb ich jenen entsagenden Brief an Lucien, und sah wie eine Perle in's Meer, alle meine Hoffnungen in den Abgrund düsterer Vergangenheit versinken. Nicht jene Arbeiten, nicht die lebensvolle Thätigkeit einer Meerstadt, wovon man im Binnenlande keinen Begriff hat, nicht die Schönheit der Natur konnten mich auch nur einen Augenblick von meinen schmerzlichen Gedanken abziehn. Sie waren alle bey ihr! Das einzige erleichternde Gefühl gab mir die Bemerkung, daß die Fürstinn mir nicht nachfolgte, daß ich frey athmen, Herr meiner Zeit seyn, und meinen liebgewordenen Kummer hegen durfte, wie ich wollte. O wie oft fielen mir Constanzens Worte ein:

Gram füllt die Stelle des entfernten Kindes,
Legt in sein Bett sich, geht mit mir umher,
Nimmt seine allerliebsten Blicke an,
Spricht seine Worte nach, erinnert mich
An alle seine holden Gaben, füllt

Die leeren Kleider aus mit ſeiner Bildung;
Drum hab' ich Urſach, meinen Gram zu lieben.

Wenn ich Abends am Geſtade des Meeres wandelte, wenn mein Blick durch unermeßne Fernen glitt, die Sterne aus dem tieferen Blau hervortraten, ihr zitterndes Bild aus der ſpiegelglatten Meeresfläche wiederſtrahlte, und mein Geiſt den weiten Raum maß, der mich äußerlich — die Entfremdung des Gemüthes, die mich innerlich auf ewig von Lucien trennte — wenn ein ungeheurer Schmerz an meinem Herzen riß: dann fiel es mir laſtend auf, wie fremd ich mit meinen Leiden allen dieſen um mich beſchäftigten Menſchen war, wie Niemand mich kannte, Niemand Theil an mir nahm, und ich mit dem Vater da oben ganz allein war, der auch allein wußte, zu welchen unbekannten Zwecken er dieſe Leiden über mich verhängt hatte.

Und kann, und darf der Sohn des Staubes hier Glückſeligkeit fordern, oder auch nur erwarten? Er darf es nicht! iſt die furchtbare Antwort, welche ihm Geſchichte, Erfahrung, ſelbſt die Religion zurückgeben. Wirken muß er, Glück verbreiten, nützen, und nach Jenſeits blicken. — Aber wie lange noch?

Das iſt das Schmerzlichſte! Wie lange noch? Zehn freudenloſe Jahre — welch ein unüberſeh-

barer Ocean! Ein Menschenleben währt gewöhnlich fünfzig bis sechzig — und ich stehe noch nicht im Dreyßigsten!

Doch ich wollte erzählen, und verliere mich zum zweytenmahl in Klagen. Also, drey Wochen war ich in Marseille, da fing ein ernster Vorsatz, erzeugt durch allerley Zufälligkeiten, durch die Widrigkeit meines Geschäftes, durch meine Stimmung, durch die tägliche Bemerkung, um welche nichtige Dinge der Mensch sich abmühet, und wie wenig der Vereinzelte zum Leben bedarf, sich an, in meiner Seele zu regen. Immer schwerer lasteten die Bande meiner Verhältnisse auf mir. Ein Abend am Ufer des Meeres, wo vor meinen Augen ein junger Mensch vom Bord eines Transportschiffes sich in die Fluth stürzte, und, aller angewandten Hülfe ungeachtet, sogleich verloren war, entschied meine Entschließung. Es war ein Conscribirter gewesen, die Verzweiflung hatte ihn zu der That gebracht, er entzog sich der Last unaufhörlicher Qualen und eines aufgezwungenen Standes durch Selbstmord. Konnte er den Entschluß fassen, auf Kosten seines Lebens einen peinlichen Zustand von sich zu werfen: was wollte ich mich bedenken, meine Freyheit um den Preis einer mühsamen Existenz zu kau-

fen? Was bedarf ich, wenn ich nur für mich allein zu ſorgen habe?

Ich ſchrieb auf der Stelle an den Miniſter, und bath um meine Entlaſſung, oder mindeſtens um Urlaub für einige Monathe, da meine Geſundheit durch anſtrengende Reiſen und noch anſtrengendere Arbeiten gänzlich zerrüttet, und ich außer Stande ſey, meinem verantwortungsvollen Dienſte vor der Hand ein Genüge zu leiſten. Die Fürſtinn hielten ihr Unwillen gegen mich, und einige Feſtlichkeiten, bey denen ſie, halb incognito, halb errathen, zu glänzen hoffen konnte, in Paris feſt. So konnte ich darauf zählen, noch einige Wochen einſam zu bleiben, und während dieſer Zeit konnte mein Vorhaben, das ich durch ärztliche Zeugniſſe und alle Erforderlichkeiten unterſtützte, gelingen.

Man nahm in K** mein Geſuch mit Erſtaunen, aber auf mancher Seite nicht mit Unwillen auf. Zwar der Fürſt fand ſich durch meinen Entſchluß, ſeinen Dienſt verlaſſen zu wollen, gekränkt. Das that mir weh; denn er hat ſtets väterlich an mir gehandelt. Auch bewilligte er dieſe Bitte nicht, und gab mir nur Urlaub auf ſechs Monathe, nach welcher Zeit ich mich wieder melden ſollte. Der Miniſter aber ſchien meinen Wunſch zu dem ſeinigen zu machen. Er ſprach in zierlichen Redensarten ſein

Bedauern, einen so geschickten und verläßlichen Arbeiter zu verlieren, aus, und erklärte, daß der Rücksicht für meine Gesundheit jede andere Forderung weichen müsse u. s. w. — So kam denn mit dieser Depesche auch schon mein Nachfolger an, ein junger Mensch, den der Minister seit langem begünstigt, und immer gern an meinem Platz gesehen hätte. Froh, meines Wunsches so schnell gewährt zu seyn, übergab ich nun Geschäfte, Rechnungen, Gelder, dem neuen Ankömmling, und floh in ein reizendes Thal der Schweiz, wo mich, wie ich hoffe, Niemand vermuthen, Niemand finden wird. In Marseille gab ich ganz andere Spuren an, und das wird man auch nach K** und Paris berichten. Du, und mein Vater sollen allein wissen, wo, und wie ich lebe. Laßt es allen Übrigen, die keinen Theil daran nehmen, ein Geheimniß bleiben! Haben sich erst in O..g die Sachen nach ihrer jetzigen Richtung fest gestaltet, ist geschehen, was ich seit sechs Monathen kommen sah, und hat mein Gemüth so viel Ruhe gefunden, daß ich hoffen darf, euch nicht zur Last zu fallen: so erscheine ich wieder unter Euch. Der Vater kann mich doch vielleicht auf seinem Gütchen brauchen. Was ich bedarf, mir zu erwerben, soll mir in keiner Stellung meiner äußern Verhältnisse schwer fallen, und für Andre habe ich nicht mehr zu sorgen.

Zwey und vierzigſter Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an Gräfinn Herminie von S**.

Straßburg den 22. Julius 1809.

Ich bin auf der Rückkehr zu meinem Vater. Das Ungeheure, Unbegreifliche iſt geſchehen. Noch hat mein Geiſt nicht Freyheit genug errungen, um Alles zu ordnen, und in den zurechtgelegten Begriffen den Faden zu finden, der aus dieſem Labyrinthe führen kann. Ich erzähle Dir, was ich weiß, was in ſeiner fragmentariſchen Abgeſchnittenheit, wie ein Geiſt aus einer andern Welt, zerſtörend, ſchreckend in das Leben tritt. Alphons iſt weg von Marſeille, er hat um Urlaub, ja um ſeine Entlaſſung angeſucht — und iſt verſchwunden.

Da ſtehn die Buchſtaben kalt, ſchroff, todt; aber ihre Bedeutung dröhnt fürchterlich hallend durch mein ganzes Weſen nach. Alſo entflohn! Und

warum? Und wohin? Zu ihr! Das war mein erster Gedanke. Aber er ist auch dort nicht. Ich habe das zuverläßig erfahren. Und wo ist er?

Eine undurchdringliche Nacht deckt seine Spur von dem Augenblick an, als er Marseille verließ. Es kam Alles so schnell, so unerwartet! Ich hatte in Paris keine Ahnung von dem Sturme, der sich mir an den Küsten des mittelländischen Meeres bereitete. Sonst hätte ich gewacht, gehindert — o ich hätte die Welt aufgebothen, um den Einzigen zu halten!

Er ist mir unentbehrlich. Das fühlte ich in den letzten Tagen zu Paris, wo eine Aufwallung meines Stolzes über seinen kalten Abschied und seine übereilte Reise mich abhielten, ihm sogleich zu folgen. Warum habe ich es nicht gethan? Warum habe ich leichtsinnigen Aufforderungen zu Unterhaltungen Gehör gegeben? Warum mich von thörichten Einflisterungen der Eitelkeit abhalten lassen, mich ihm zu zeigen, wie ich war, ganz das liebende hingegebene Weib, das nun einmahl außer ihm keine Seligkeit kennt, das er verwöhnt hat mit dem raschen Spiel seines Geistes, seines reichen Herzens, mit dem Anblick seiner Liebenswürdigkeit. — Das Alles wäre nun verloren, dahin! — Nein! Nein! Es darf nicht dahin seyn! Ich muß

ihn finden. Schreibe an Dumesnard! Er ſoll Alles aufbiethen, was ſeine Connexionen, ſeine Erfindungskraft, und mein Gold ihm möglich machen.

Am 29. Junius war er noch in Marſeille. Schönhelm, den der Miniſter, allzudienſtfertig in Erfüllung dieſes Wunſches, dahin ſandte, um ihn abzulöſen, fand ihn ſehr düſter, ſehr bleich, und wohl leicht ſo krank, als die ärztlichen Zeugniſſe beſtätigten. Er ließ ſich Päſſe nach Straßburg geben, und reiſete am dritten Tage ab. Schönhelm, der kein Arges daraus hat, weil ihm Alphons alles in der lichtvolleſten Ordnung übergeben, und in den letzten Tagen erſtaunlich viel gearbeitet, gewirkt hatte, läßt ihn reiſen, und glaubt, was jener ihm ganz ruhig ſagt, daß er über Straßburg zu ſeinem Vater gehen, ſich dort erhohlen, hierauf nach K.. kommen, und den Herzog um eine Anſtellung bitten werde, die ſeine Kräfte, und ſomit ſeine Geſundheit weniger in Anſpruch nehme. Kaum kann ich es Schönhelm verdenken, daß er nicht zweifelte. Er iſt der Mann nicht, um Alphons zu durchſchauen, wenn ſich dieſer gefliſſentlich vor ihm verbergen wollte. Aber dem Miniſter, der aus dem alten Groll, den die Schwäche immer gegen die Kraft fühlt, Alphons ſeit Langem haßt, und

und ich viel gethan finde, wenn ich, sobald es meine Gesundheit erlaubt, dem Briefe folge.

Vor allem soll Dumesnard seine Wachsamkeit über die Briefe, die Lucie erhält und absendet, verdoppeln. Dann soll er den Betrieb des Heirathsgeschäftes, von dem Du mir neulich Nachricht gegeben, nicht erkalten lassen. Wer weiß, was, aller Wachsamkeit zum Trotze, von dem verliebten Thoren gewagt und ausgeführt worden ist! Denn daß er die Armselige noch mit aller Gluth seines starken Herzens liebt, ist mir nur zu gewiß. Ist sie aber erst die Verlobte oder Frau eines Andern, dann würden gerechter Zorn, beleidigter Stolz und bessere Erkenntniß die gehörige Umstimmung seines Gemüthes bewirken; und was dann geschehen soll, überlaßt mir! Haben wir ihn nur erst wieder, und ist jenes verhaßte Geschöpf beseitigt, dann wird sich's zeigen, was Geist, Schönheit und Größe über ein Herz wie seines vermögen.

Damit von keiner Seite ein Aufenthalt unserer Maßregeln möglich sey, folgen hier Wechsel auf * *. Laß sie Dir auszahlen! Gib hin, verschwende, wirf das Geld mit vollen Händen weg, nur schaffe mir ihn wieder!

Drey und vierzigſter Brief.

Gräfinn Herminie von S* an Chevalier Dumesnard.

Rettlingen den 31. Julius 1809.

Eine Staffette bringt Ihnen, mein Freund, den Auszug eines Briefes unſerer abermahls ganz unglücklichen Freundinn. Der Liebling iſt entkommen — das Vögelchen iſt ausgeflogen. Niemand weiß, wohin? Das gibt natürlich nichts als Schmerz, Unruhe, und üble Laune. Die Wahrheit zu geſtehen, nachdem ich die Briefe des jungen Menſchen an ſeine Geliebte geleſen hatte, gab ich den letzten Schimmer der Hoffnung für Alexandrinens Wünſche auf. Dieſer Menſch iſt kein Ehrgeiziger, wie Sie glauben, obwohl er ſeinen Antheil Eitelkeit haben mag, wie ſein ganzes Geſchlecht. Er vermag es, nach ſo langer Zeit noch mit ſeinem Mädchen

Vier und vierzigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

D..g den 31. Julius 1808.

Seit ich Dir geschrieben, mein brüderlicher Freund, habe ich wieder recht schöne, und recht wehmüthige Tage durchlebt. Das Räthsel, dessen Lösung ich damahls schon halb ahnete, hat sich auch, wie ich es dachte, erklärt. Luciens letzter Rückfall, ihre tiefe Schwermuth, ihr ängstliches Vermeiden jeder Gesellschaft hatten den Grund in dem unseligen Verhältniß, das nun schon seit fünf Jahren ein unversiegbarer Quell von Leiden für dieses vortreffliche Herz ist, und nichts als Bitterkeit in ihr stilles Leben strömt. Der wankelmüthige Elmwald, nachdem er den Winter über, treu — und pflichtvergessen in den Armen seiner reizenden Herzoginn, in allen Freuden und Zerstreuungen des lauten Paris durchgeschwärmt, hat endlich — wie soll ich sagen? —

die Grausamkeit, oder Redlichkeit gehabt, seiner alten Verpflichtungen als eines stets noch lastenden Bandes zu gedenken, und Lucien feyerlich ihr Wort zurückzugeben.

Dieser Dumesnard spürt Alles aus. Von ihm habe ich auch diese Nachricht. Die Fürstinn meldete sie mit großem Triumphe einer ihrer Freundinnen am Hofe zu K.. und dort verbreitete sich die Nachricht unter den Vertrauten dieses Liebeshandels, bis sie auch an den Chevalier gelangte.

So ist nun das Band förmlich zerrissen. Jede Verpflichtung Luciens hört auf, und was sie noch an den Falschen fesseln könnte, wäre eine Schwäche, die ich ihrem Gemüthe nicht zutrauen kann. Jetzt zwar leidet sie noch sehr. Das ist begreiflich, und sehr verzeihlich; denn, wie leicht es auch vorauszusehen war, daß Elmwald über kurz oder lang diesen Schritt thun würde, thun müsse — die zarte Liebe scheidet sich so schwer von der Hoffnung, und so lange es nicht geschehen war, war sein Unterbleiben noch im Reiche der Möglichkeit. Nun aber tritt das Gefürchtete, Geahnete, grell in die Wirklichkeit, und die erschütterte Natur bebt zusammen, als hätte sie den Fall nie als möglich gedacht. Es geht uns ja mit lieben aufgegebenen Kranken eben so. Wir wissen, daß wir sie bald verlieren

müssen, wir meinen auch uns mit gehöriger Fassung darauf bereitet zu haben, und wenn endlich der letzte Augenblick kommt, fühlen wir den Schmerz eben so neu, so stechend, als hätten wir seine Möglichkeit nicht ahnen können.

Als ich sie zuerst nach jenen Tagen des Leidens wieder sah, als sie mir entgegenschwebte, die edle schlanke Gestalt, in dieser tödtlichen Bläße, mit dem Ausdruck gänzlicher Verzichtleistung auf jedes irdische Glück — ach sie erschien mir wie der verklärte Geist eines unglücklichen Mädchens, dem hienieden der Gram um einen Treulosen das allzuliebende Herz gebrochen, und das selbst noch jenseits des Grabes die Spur unvergeßlicher Leiden in den himmlischen Zügen trägt!

Freundlich, mit einem Lächeln, dessen geduldigen Ausdruck, wie es um die zartgeöffneten Lippen schwebte, zu schildern, jeder Pinsel, jede Feder verzweifeln muß, begrüßte sie mich, und entschuldigte ihre Weigerung, mich neulich zu empfangen. Ach! Bedurfte sie dessen wohl gegen den Freund, der ohnedieß alles weiß, und auch unwissend alles entschuldigt, was von ihr kömmt, wie weh es ihm auch im ersten Augenblicke thut! Sie hatte mir die Hand gebothen. Ich faßte sie, ich sah ihr in das große, blaue — so schmerzlich emporgerichtete Au-

ge. Der Gedanke an ihr Unglück, an das, was sie mir, was ich ihr hätte seyn können, wenn kein Unwürdiger früher die Blüthen dieses himmelreinen Geistes geknickt hätte, ergriff mich; ein wunderbarer Streit erhob sich in mir, mein Auge schwoll von Thränen, ich hielt ihre Hand, ohne sprechen zu können. Aber mein Blick mochte ihr sagen, was in meiner Seele vorging. Sie blickte weg, die weichen Augenlieder senkten sich beschattend über die reinen Sterne, sie wollte ihre Hand leise aus der meinen ziehen. Aber ich hielt sie fest, ich schaute sie unverwandt an, ach, ich hätte gern dieses Engelsbild fest und unzertrennlich in mich aufgenommen! Lucie! hob ich endlich an: Sie haben schwer gelitten, und Sie sind nicht offen gegen einen Freund, der sein Leben gern für einen schönen Augenblick des Ihrigen gäbe.

Sie erröthete. O dieß Erröthen beschreibt sich nicht! Es war ein Unterlaufen der durchsichtigen feinen Haut mit dem schönsten blassen Morgenroth, das eben so schnell verging, als es entstanden war — das Vorübergleiten einer himmlischen Erscheinung, die nur durch ein flüchtiges Glänzen auf einen Moment sichtbar ward.

Verzeihen Sie, hob sie nach einer Pause an: Wozu meine Last auf das Herz meiner Freunde wäl-

gen? Jeder trägt an der seinigen genug. Daß Sie Theil nehmen würden, wußte ich; daß Sie errathen oder erfahren würden — konnte ich denken. Erlassen Sie mir das Sprechen!

Sie wandte sich ab, ich glaubte das innere Zittern zu sehen, das durch ihr ganzes Wesen ging, und mein Herz wallte in Zorn gegen den Unseligen auf, der dieses Leiden über sie gebracht hatte. Doch bekämpfte ich die Äußerung dieses Unmuths, die sie vielleicht, wie redlich sie auch gemeint war, hätte verletzen können; denn das ist wohl sichtbar, daß jenes schimmernde Bild jetzt noch in ihrem Herzen lebt. In dem Augenblick trat Jemand ins Zimmer, und unser Gespräch war zu Ende. Sie beherrschte sich mit unglaublicher Kraft. Freundlich nahm sie an den gleichgültigen Unterhaltungen Theil. Sie führt wieder das ganze große Haus, wacht über ihre Geschwister, bereitet dem Vater schöne Tage, kurz, sie ist die Seele, und der beglückende Genius der ganzen Familie.

Mir ward so wohl, so weh an ihrer Seite. Wie bezaubert horchte ich dem Klange ihrer Stimme, folgte ich ihren Bewegungen, wenn sie kam, oder ging. Selbst ihre Trauer um einen Andern machte sie schöner in meinen Augen. Die gemischte Empfindung des Mitleids, der Liebe und Bewunde-

rung bewährte ihre Macht, wie es Empfindungen dieſer Art thun, über ein längſt ergriffenes Herz. Der Tag war entſcheidend für mich. Ich kann mich nicht mehr von ihr losreiſſen, wie ich es früher öfters wollte, und Du es mir riethſt; ich will ſie fort und immer fort lieben. Ach, es iſt doch möglich, daß jetzt, wo das letzte Band, die hohle Form, die ſie noch hielt, geriſſen iſt — es iſt doch möglich! ſage ich.

Das heimliche Verſprechen hinter dem Rücken des Vaters hat ſie ſehr gedrückt; ſie hat beſtimmt dadurch gelitten. Nun iſt ſie frey, ihr Bewußtſeyn gereinigt, und die unſäglichen Leiden, welche die Verbindung mit einem Unwürdigen über ſie gebracht, müſſen ſelbſt für ihr, gegen ſich nur allzuſtrenges, Herz eine hinreichende Genugthuung für das Vergehen eines leidenſchaftlichen Augenblicks ſeyn. Es iſt aller Grund vorhanden, zu glauben, daß ſich ihr Geiſt nach und nach an dieſem gehobnen Bewußtſeyn aufrichten werde; ſie wird freyer um ſich blicken, ihr richtiger Verſtand, von keiner Angſt niedergehalten, von keinen Zweifeln über die Geſinnung eines Falſchen, die nun offen am Tage liegt, verworren, wird ſich und Andere im rechten Lichte erkennen. Dann wird auch ihr Gefühl ſich zurechtfinden, ſie wird ruhiger werden,

die Zeit, die allgewaltige, wird mit ihren lindernden Schwingen das wunderheiße Herz kühlen, und allmählich der brennende Schmerz zu tiefer Wehmuth, und endlich zu sanfter Ergebung herabsinken. Dann wird sie anfangen zu begreifen, daß es das Schicksal nicht so schlimm mit ihr gemeint, indem es sie aus einer Verbindung gerettet hat, die in ihrem Entstehen schon den Keim ihres Todes und unendlicher Qualen in sich trug, und ihr vielleicht, wenn es zu spät war, die Überzeugung des unglücklichen Mißgriffes hätte geben müssen. Raphael! Ich glaube, ich darf hoffen!

Sie ist so unaussprechlich gut gegen mich! Wie kann ich ausdrücken, was in mir vorgeht, wenn sie mich mit so weicher Stimme, mit so gütigen Blicken begrüßt, und mir meinen Kummer theilnehmend abfragen, oder ihn doch zerstreuen will. Ich war neulich sehr verstimmt. Ihres Vaters unseliges Project, und was Trübes daraus für sein ganzes Haus und für Lucien entstehen konnte, lag mir im Sinne. Wie soll ich die zarten Bemühungen theilnehmender Freundschaft und innigen Wohlwollens schildern, womit ihr schönes Herz meinem Kummer entgegenkam, und mich zu erheitern bemüht war — sie, die Arme, die in dem Augenblicke weit mehr als ich des Trostes bedurfte! Ich

war außer mir, und wenig fehlte, so stürzte ich, überwältigt von meinem Gefühl, ihr zu Füßen, und bekannte ihr Alles, meinen Kummer, und meine Gluth für sie.

Schon schwebte das gefährliche Geständniß auf meinen Lippen, schon hatte mein Blick es früher halb ausgesprochen, da — weiß Gott! welche Macht dieß zauberische Mädchen über mich hat! — da hielt eine verborgene Kraft, die von ihr auszuströmen schien, mein aufwallendes Gefühl in strengen Schranken. Es lag etwas Unerklärliches in ihrem Betragen, das immer gleich freundlich blieb, und mir dennoch ein offenes Geständniß unmöglich machte. Als ich nachgedacht hatte, dankte ich es ihr. Es war der Schutzgeist meiner Liebe, der unsichtbar durch sie, die Schwesterseele, so himmlischer Abkunft wie er, ein voreiliges Wort, das meinen Wünschen eher nachtheilig als vortheilhaft seyn konnte, auf meinen Lippen zurückhielt. Nein! Jetzt ist keine Zeit, sie meine ganze Liebe wissen zu lassen. Ihr Herz muß erst ruhiger, für einen zweyten Eindruck empfänglicher, und manches Trübe, was sich um uns zeigt, beseitigt werden. Florheim ist sehr nachdenklich. Ich fürchte, sein gewagter Plan, der ihm im Anfange in zu günstigem Lichte erschien, entfaltet nun seine Schwierigkeiten und Gefahren. Alles

dieß muß aufgeklärt, aller Zweifel gelöst, und heller Sonnenschein um uns seyn, wenn ich das schöne Fest meiner Liebe feyern, und ihr gestehen darf, daß sie seit dem ersten Augenblick unserer Bekanntschaft mit stiller ausschließender Macht in meinem Herzen geherrscht hat.

Fünf und vierzigster Brief.

Derselbe an Denselben.

O.. g den 10. August 1809.

Es ist eine niederschlagende Bemerkung über die Unzulänglichkeit und Halbheit unsrer Natur, wenn wir auch an den edelsten Menschen Schwächen bemerken, und uns gestehen müssen, daß das Ideal unsrer Liebe, unsrer Verehrung, doch nicht ganz da ist, wofür es unser heißes Herz im Spiegel der verklärenden Einbildungskraft hielt. Lucie ist eine der Vorzüglichsten, vielleicht die Vorzüglichste ihres Geschlechts, und dennoch unterliegt auch sie dem Erbübel dieses Geschlechts: Laune und Inconsequenz. Sie hat mich sehr gekränkt. Daß sie in unverwarnter Jugend von einer schimmernden Erscheinung geblendet, diese für Wirklichkeit nahm, und sie mit allem Feuer erster Liebe umfaßte, war natürlich; daß sie dann trotz Stürmen und Hin-

die Zeit, die allgewaltige, wird mit ihren lindernden Schwingen das wunderheiße Herz kühlen, und allmählich der brennende Schmerz zu tiefer Wehmuth, und endlich zu sanfter Ergebung herabsinken. Dann wird sie anfangen zu begreifen, daß es das Schicksal nicht so schlimm mit ihr gemeint, indem es sie aus einer Verbindung gerettet hat, die in ihrem Entstehen schon den Keim ihres Todes und unendlicher Qualen in sich trug, und ihr vielleicht, wenn es zu spät war, die Überzeugung des unglücklichen Mißgriffes hätte geben müssen. Raphael! Ich glaube, ich darf hoffen!

Sie ist so unaussprechlich gut gegen mich! Wie kann ich ausdrücken, was in mir vorgeht, wenn sie mich mit so weicher Stimme, mit so gütigen Blicken begrüßt, und mir meinen Kummer theilnehmend abfragen, oder ihn doch zerstreuen will. Ich war neulich sehr verstimmt. Ihres Vaters unseliges Project, und was Trübes daraus für sein ganzes Haus und für Lucien entstehen konnte, lag mir im Sinne. Wie soll ich die zarten Bemühungen theilnehmender Freundschaft und innigen Wohlwollens schildern, womit ihr schönes Herz meinem Kummer entgegenkam, und mich zu erheitern bemüht war — sie, die Arme, die in dem Augenblicke weit mehr als ich des Trostes bedurfte! Ich

war außer mir, und wenig fehlte, so stürzte ich, überwältigt von meinem Gefühl, ihr zu Füßen, und bekannte ihr Alles, meinen Kummer, und meine Gluth für sie.

Schon schwebte das gefährliche Geständniß auf meinen Lippen, schon hatte mein Blick es früher halb ausgesprochen, da — weiß Gott! welche Macht dieß zauberische Mädchen über mich hat! — da hielt eine verborgene Kraft, die von ihr auszuströmen schien, mein aufwallendes Gefühl in strengen Schranken. Es lag etwas Unerklärliches in ihrem Betragen, das immer gleich freundlich blieb, und mir dennoch ein offenes Geständniß unmöglich machte. Als ich nachgedacht hatte, dankte ich es ihr. Es war der Schutzgeist meiner Liebe, der unsichtbar durch sie, die Schwesterseele, so himmlischer Abkunft wie er, ein voreiliges Wort, das meinen Wünschen eher nachtheilig als vortheilhaft seyn konnte, auf meinen Lippen zurückhielt. Nein! Jetzt ist keine Zeit, sie meine ganze Liebe wissen zu lassen. Ihr Herz muß erst ruhiger, für einen zweyten Eindruck empfänglicher, und manches Trübe, was sich um uns zeigt, beseitigt werden. Florheim ist sehr nachdenklich. Ich fürchte, sein gewagter Plan, der ihm im Anfange in zu günstigem Lichte erschien, entfaltet nun seine Schwierigkeiten und Gefahren. Alles

dieß muß aufgeklärt, aller Zweifel gelöst, und heller Sonnenschein um uns seyn, wenn ich das schöne Fest meiner Liebe feyern, und ihr gestehen darf, daß sie seit dem ersten Augenblick unserer Bekanntschaft mit stiller ausschließender Macht in meinem Herzen geherrscht hat.

Fünf und vierzigster Brief.

Derselbe an Denselben.

O..g den 10. August 1809.

Es ist eine niederschlagende Bemerkung über die Unzulänglichkeit und Halbheit unsrer Natur, wenn wir auch an den edelsten Menschen Schwächen bemerken, und uns gestehen müssen, daß das Ideal unsrer Liebe, unsrer Verehrung, doch nicht ganz das ist, wofür es unser heißes Herz im Spiegel der verklärenden Einbildungskraft hielt. Lucie ist eine der Vorzüglichsten, vielleicht die Vorzüglichste ihres Geschlechts, und dennoch unterliegt auch sie dem Erbübel dieses Geschlechts: Laune und Inconsequenz. Sie hat mich sehr gekränkt. Daß sie in unverwarnter Jugend von einer schimmernden Erscheinung geblendet, diese für Wirklichkeit nahm, und sie mit allem Feuer erster Liebe umfaßte, war natürlich; daß sie dann trotz Stürmen und Him-

beruhigen dieß Bild treu in ihrer Bruſt bewahrte, war edel und groß; daß ſie aber jetzt noch — nachdem beynahe ein Jahr darüber hingegangen, ſeit ſein eigenes Geſtändniß ſie von ſeinem Wankelmuth unterrichtet, ſein nachfolgendes Betragen dieß Geſtändniß nur zu ſehr bewährt, er ihr durch ſechs Monathe, berauſcht von ſeiner neuen Leidenſchaft, nicht mehr geantwortet, und endlich ſeit zwey Monathen durch eine unumwundene Erklärung auch das letzte Band, das ihn noch hielt, gelöſt hat — daß ſie jetzt noch mit eigenſinniger Hingebung an ihm hängt, an ſeinen Werth glaubt, und ein Herz, das ſich ihr mit treuer Neigung weiht, durch Kälte und Mißtrauen zu kränken vermag, das iſt zu viel — es iſt unrecht!

Ich habe vorgeſtern einen höchſt unangenehmen Tag zugebracht. Du weißt, wie widerlich mir Beſuche in fremden Häuſern, beſonders alle zahlreichen Geſellſchaften ſind; indeſſen konnte ich nichts thun, um die Ausführung eines lange verſchobenen Projectes zu hindern, das denn vorgeſtern Statt fand. Es ſollte nach Roſtau zu einem Oheim Luciens gefahren werden, der ein Paar Stunden von Erlhof ein ſehr ſchönes Landgut bewohnt. Zwey Monathe war ſchon von dieſem Beſuche als etwas Unvermeidlichem geſprochen worden. Aller-

ley Hinderniſſe hatten ſich dazwiſchen gelegt; endlich kam er vorgeſtern zur Ausführung.

Wir fuhren hin. Der Weg iſt angenehm, und geht zwey Stunden durch liebliche Thäler fort. Lucie ſaß mir gegenüber im Wagen. Sie war ſchön, wie ſeit langem nicht. Die Bläße, welche Krankheit und Gram auf ihren Wangen zurückgelaſſen hatten, fing ſeit ein Paar Tagen an, einem zarten Roſenhauche zu weichen, und der Ausdruck ergebnen Kummers, der noch in den großen blauen Augen herrſchte, während der ſchönſte Sommermorgen und die lächelnde Natur umher ihre erheiternde Gewalt über ihr Inneres behaupteten, und einen gefälligen Zug um die feinen Lippen bildeten, verklärte die holde Geſtalt in überirdiſchem Lichte, und zog meine Seele in meine Sinnen, die bezaubert ihren anmuthigen Bewegungen folgten, und dem Klang ihrer melodiſchen Stimme horchten.

Recht fröhlich geſtimmt kam ich in Roſtau an, und fand das Haus und ſeine Bewohner ganz ſo, wie ich mir ſie vorgeſtellt hatte. Eitel, prünkend, nur nach Glanz ohne wahren Genuß ſtrebend, nur in Bewunderung ihrer Stolz, nur im gehaltloſen Verkehr mit eben ſo ſeichten Menſchen ihre Freude ſuchend, hatten ſie die Stadt auf's Land mitge-

ſchleppt, und brachten nur darum einige Sommermonathe auf ihrem Gute zu, weil es zum Ton gehört, in dieſer Zeit nicht in der Reſidenz zu leben, und weil dort, wo ſie das reichſte Haus in der ganzen Umgegend machen, ſich Pracht und Vermögen noch auffallender zeigen laſſen.

Alles, was ich in dem ganzen Hauſe ſah, von jedem zierlichen und kaum zum Gebrauch tüchtigen Möbel, bis zu den bunt, wie zum Ball, geputzten Töchtern, und der eben ſo prächtigen Mutter hinauf, athmete dieſen Geiſt. Ich beobachtete Lucien. Auf ſie ſchien das Alles keinen ſo widrigen Eindruck zu machen. Nun raſſelte es nacheinander von lärmenden Kutſchen zum Hofthore herein. Es waren Gäſte aus der Nachbarſchaft, jene Gräfinn, dieſer Baron, jene reiche Banquiersfamilie, kurz der Saal füllte ſich mit Geſtalten, die bald in leerem Geplauder alle Nichtigkeit der ſogenannten ſchönen Welt kund gaben.

Lucie blieb freundlich, wie vorher; ſie unterhielt das Geſpräch und ſchien von der Schaalheit der Menſchen um ſie her nichts weniger als angeekelt. Das iſt der Fluch des conventionellen Lebens, daß es mit ſeinen Geſpenſtern, falſche Scham und falſche Ehre, auch die Beſten unter ihr Joch ſchreckt, und Seelen, wie Lucien, zwingt,

ihren nichtigen Formen zu huldigen, um ſich nicht lächerlich zu machen. Als ich ſah, daß es nicht möglich war, ſie in einem ernſten Geſpräch feſtzuhalten, verließ ich das Zimmer, und ſtellte mich im Eßſaal an ein Fenſter, das die Ausſicht auf den wirklich ſchönen Garten und eine mahleriſche Fülle von Blumen bot, die gewiß eben ſo ſchön, und nicht viel ſeelenloſer waren, als die Püppchen, welche im andern Zimmer ſchnatterten.

Bald darauf führte eine läppiſche Neugierde, um einen Zug Bauernwägen zu ſehen, die jenſeits des Gartens den Berg herabkamen, den ganzen Schwarm hinter mir her. Nur Lucie war mit einem Paar älterer Frauen bey ihrer Tante geblieben. Das laute Volk ſcheute mich in den Geſellſchaftsſalon zurück, und wie ich in die Thüre trat, hörte ich, daß von dem Hofe zu K.., von der Herzoginn und ihrem Freunde die Rede war. Das Geſpräch feſſelte meine Aufmerkſamkeit. Ich näherte mich. Eine Generalinn von F..., die ſonſt in K.. lebt, erzählte eben von dem Verhältniß der Fürſtinn zu Elmwald, als von einer bekannten Sache, jedoch in einem Tone, der einige Mißbilligung zu verrathen ſchien. Nicht ohne Verwunderung hörte ich, daß Elmwald von Marſeille aus, wohin er ohne die Herzoginn gegangen war,

um einen Urlaub, oder wie Andere meinten, um seine Entlassung angesucht habe, und die Fürstinn allein in K... zurück erwartet werde. Die Damen ergossen sich in spöttische und leichtsinnige Bemerkungen, in welche nur die Generalinn nicht einzustimmen schien. Lucie schwieg ganz. Ich konnte ermessen, welchen Eindruck dieß Gespräch auf ihr Herz machen mußte. Ich trat zu ihr, und suchte unter einem leichten Vorwand sie zu vermögen, das Zimmer zu verlassen. Sie faßte meine Absicht nicht, oder wollte sie nicht fassen; sie blieb, und sog — ich konnte sehn, wie begierig! — das tödtliche Gift ein, das jene Gespräche für sie enthielten. War doch Er der Gegenstand derselben! Sah man doch deutlich, daß keines von den Weiblein, die ihn kannten, es über sich vermochte, sein Benehmen in seinem wahren Lichte zu sehen! Jede hatte eine Entschuldigung für den bezaubernden Verführer, jede wußte Eine seiner schimmernden Eigenschaften herauszuheben, und mit echter Weibesnatur nur auf die Frau, die ihnen an Schönheit, Hoheit und Unglück verdunkelnd gegenüberstand, alle Schuld und Schmach zu häufen! Ich kann dir nicht sagen, wie jenes Geklatsch mich empörte, wie es mir wieder klar ward, was ich hundertmahl beobachtet, daß man diese weichen

Seelen despotisiren muß, um ihrer Billigung bey jeder, auch der zweydeutigsten, Handlung gewiß zu seyn. Der Freund, der sich ihnen zärtlich und bescheiden naht, wird nicht erkannt, und meist zurückgesetzt. Sie wollen nicht auf Gleich und Gleich behandelt, sie wollen unterjocht seyn; dann erst ist ihnen wohl.

Die Wirkung dieser Unterhaltung auf Lucien war sichtlich. Eine höhere Lebhaftigkeit sprach aus ihren Zügen und Blicken; Unruhe, Schmerz, und vielleicht eine leise Hoffnung, wie thöricht sie auch seyn mochte, bemächtigten sich ihres Geistes. Ich versuchte es später, als nach der Tafel jenes Gespräch längst von der Gesellschaft vergessen war, den Gegenstand desselben von ferne zu berühren; ich glaubte, es würde ihr willkommen seyn, sich gegen den theilnehmenden Freund über das, was ihren Busen sichtbar bewegte, aussprechen zu können. Raphael! Welche Verkehrtheit in dieser sonst so klaren Seele! Mit einem Ausdruck der Züge und der Blicke, den in Worten zu geben ewig unmöglich bleibt, sah sie mich eine Weile schweigend an; dann, indem eine Thräne in dem wunderschönen Auge glänzte, sagte sie sanft: Lieber Neuenbach! Ich fühle die ganze Güte ihres Benehmens gegen mich; aber gönnen Sie mir nur noch heut

die Freyheit, über das, was ich seit einigen Stunden in meine Brust aufgenommen, schweigen, und dessen Eindrücke erst mit mir selbst in's Reine bringen zu dürfen!

Das war doch zu bitter! Auch erwiederte ich nichts, und trat, mit einer stummen Verbeugung gegen sie, zu einer Gruppe junger Männer, die in der nächsten Allee nach Art dieser jungen Herrn die wichtigsten Angelegenheiten ihres thatenreichen Lebens, Pferde und Theater, abhandelten.

Meine Stimmung war für den Rest des Tages verdorben; und nun zwang uns zu meinen größten Verdruß ein aufsteigendes Gewitter, in die Zimmer zurückzukehren, und den Rest der Zeit durch ein abgeschmacktes Spiel, wahrlich nicht zu tödten, aber in eine unendliche Ewigkeit auszudehnen. Welche schaalen Gedanken, welcher hirn- und anstandslose Witz da ausgekramt wurde! Und selbst Lucien wagte es Mancher sich in seiner Gemeinheit zu nähern. Mir kochte die Galle über, und als die Reihe an mich kam, aus aufgegebenen Worten eine Erzählung aus dem Stegreife zusammenzusetzen, gab ich ihnen meine Meinung von ihrem Spiele, wie von ihrem Betragen, ziemlich deutlich zu verstehen. Es wirkte, die Bursche wurden still, und das Spiel hatte bald darauf sein erwünschtes Ende.

Über dem Nachhausefahren war Lucie ganz still, und in sich versunken. Wahrscheinlich regte die unermüdete Hoffnung auf's Neue ihre Schwingen in ihrer allzutreuen Brust, weil doch aus jenen Gesprächen hervorzugehn geschienen hatte, als ob das Verhältniß Elmwalds zur Herzoginn — wenigstens für den Augenblick gestört sey. Ich war weit entfernt, den Lauf dieser angenehmen Gedanken durch mein Gespräch zu unterbrechen, ich ließ sie sich ungehindert in den Welten ihrer Erinnerung und Hoffnung ergehen; aber ich kann nicht läugnen, daß ich diesen Tag einen Blick in Luciens Inneres gethan hatte, der meine Erwartung sehr niederschlug. Wie ist es möglich, daß sie noch mit dieser Gewalt an diesem Gegenstand hängt? Was kann ich für die Zukunft hoffen, wenn sein Bild nach Allem, was vorgegangen, noch so ausschließend in ihrer Brust herrscht, und, was ich bin und leiste und fühle, so gar wenig Werth für sie hat? O Raphael! Wie ich Dir im Eingange des Briefes sagte, es sind schmerzende Erfahrungen über die Unzulänglichkeit alles menschlichen Strebens und Seyns, wenn wir an den Besten so unbegreifliche Schwächen entdecken!

Seitdem habe ich sie nicht mehr gesehen; und ich hatte Augenblicke, wo ich mir wünschte, sie nie

wieder sehn zu dürfen. Ich wollte nicht mehr nach Erlhof gehn, ja ich wollte einen Vorwand zu einer längern Reise und Abwesenheit suchen. Es läßt sich aber nicht thun, ohne unerhörtes Aufsehen zu erregen; und Du weißt, Aufsehen ist das, was mir unter vielen widerlichen Dingen am widerlichsten ist. Zudem auch bedarf Florheim meiner jetzt sehr. Ich finde ihn jeden Tag ernster, ja ängstlicher. Es scheint, sein geheimnißvolles Geschäft raube ihm die Freyheit, wie die Besonnenheit seines sonst so klaren Geistes. O warum hat er sich von dem unseligen Mammon blenden lassen! Meine Warnungen wurden überhört, und jetzt ist wohl nichts mehr zu thun, um das Geschehene zu hindern. An mir soll er auf jeden Fall einen verschwiegenen Vertrauten, und, wenn ich ihm schon kein Helfer seyn wollte, doch einen treuen Freund finden.

Sechs und vierzigster Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

Erlhof den 12. August 1809.

In einer Gemüthsstimmung, wie die meine, wäre vollkommene Ruhe und Entfernung von allen Eindrücken der vielbewegten Außenwelt das einzige, wovon ich mir Linderung meines Zustandes versprechen könnte. Im Kreise der Meinen, wenn ich gar kein fremdes Wesen um mich erblicke, keine ungewohnte Einwirkung mich aufregt, ist mir am besten. Aber man läßt mich diese Ruhe nicht lange genießen. Sie meinen es gut, sie denken mich zu zerstreuen, weil sie der Anblick fremder Gegenstände und Personen angenehm anspricht, weil die frohen, nach jedem äußern Eindruck haschenden Herzen, sich durch mannigfaltige Berührungen in ein behagliches Spiel gesetzt fühlen. Das ist nun Alles nicht so bey mir. Aber ich habe gut

reden. Sie glauben mir nicht, ſie ziehen mich mit ſich fort, und weigere ich mich einmahl, ſo muß ich Vorſtellungen und Ermahnungen anhören, denen ich dennoch das Geſchwirre eines Geſellſchaftsſaales vorziehe, weil es mein Inneres nicht ſo unmittelbar verletzt.

So waren wir vor einigen Tagen in Roſtau bey dem Oheim. Neuenbach begleitete uns wie immer. Ich ſehe ihn gern um mich, denn ich achte ihn herzlich. Mag man ihn für meinen beſtimmten Bräutigam halten! Mir verſchlägt das nichts; denn meine Hoffnungen ſind zu Ende, und Er weiß zu gut, wie er mit mir ſteht, und von welcher Art meine Gefühle für ihn ſind, als daß ich einſt den Vorwurf fürchten müßte, ihn mit täuſchenden Erwartungen hingehalten zu haben. Alſo fuhr er mit mir, dem Vater und Fanny hinüber, und nachdem mein Widerwille gegen jeden Beſuch überhaupt überwunden war, gab ich mich dem wohlthätigen Eindrucke hin, welchen die Fahrt durch ein wunderſchönes Thal auf mich machte, das waldbekrönte Hügel zu beyden Seiten umkränzen, ein raſcher Fluß durchſtrömt, und freundliche Bauerhöfe, mitten in ihren Pflanzungen liegend, verſchönern. Nach zwey Stunden kamen wir bey dem Oheim an. Wir hatten ihn heuer noch nicht beſucht; meine frühere

Kränklichkeit und des Vaters Geschäfte hinderten uns daran. Ich sah also zum erstenmahl seit dem vorigen Herbst, wo der Zufall eine ganz andere Gesellschaft hingeführt hatte, dieses Haus wieder.

Ich hatte mich auf den Eindruck gefürchtet; er war nicht so schmerzlich, als ich gedacht. Nur wehmüthige Empfindungen bemächtigten sich meiner. Ich hätte mich gern meinen Thränen hingegeben, wenn ich gekonnt hätte; aber keine Bitterkeit mischte sich in meinen Schmerz.

Ich dachte eines Verstorbenen, eines durch den Tod zerrissenen Bandes; denn so fängt nach und nach, da alle Spur der Erinnerung, des Zusammenhangs sich verloren hat, mein Verhältniß an, mir zu erscheinen, und ich versank nicht ohne geheime Wollust in die Vergangenheit. Ich blickte die Stellen an, wo eine nun verschwundene Gestalt mir erschienen war; ich rief mir Worte, Blicke, Beziehungen zurück; mir war so weh, und doch so wohl. Ich war in meiner Welt, der Vergangenheit; was um mich war, ging mich nichts an. O daß man mich so gelassen hätte!

Du kennst den Oheim und die Tante. Es sind gute, lebensfrohe Menschen. Ihnen ist nicht wohl, als wenn es um sie von Menschen wimmelt, und recht viele da sind, um die äußerst geschmackvolle

Einrichtung, den ausgesuchten Tisch zu bewundern. So raßelte denn, da man unseren Besuch gewußt und sich darauf vorbereitet hatte, ein Wagen nach dem andern in's Schloßthor, und bald war unsere Gesellschaft auf vier und zwanzig Personen angewachsen. Unter diesen trat eine Frau von mittleren Jahren, der zwey sehr hübsche und sehr junge Mädchen folgten, ein. Der Ausdruck dieser Gestalt fiel mir auf. Es war ein edler, ziemlich hoher Wuchs; in den regelmäßigen, obgleich nicht schönen Zügen, lag Geist und Hoheit; ihr Anstand war der der feinsten Welt, ihre Sprache gebildet. Die Unterhaltung wurde bald sehr lebhaft. Die Fremde äußerte sich bestimmt und klar über alle Gegenstände, mitunter auch wohl streng. Jetzt fiel das Gespräch auf Jugendbekannte der Tante, die ihre frühern Jahre in K** zugebracht, auf den Hof daselbst, und einige Verhältnisse in der Residenz. Mit einmahl erhob sich aus verschiedenen kleinen Beobachtungen, und dem Umstande, daß ich die Fremde, Frau Generalinn, nennen hörte, die Gewißheit, daß ich Frau von F**, die Correspondentinn meiner Tante, die Nachbarinn der Herzoginn in Lindenhain, die Theilnehmerinn jenes unseligen Landaufenthalts vor mir sähe. Wie mich das innerlich aufregte, kannst du denken. Ich that

nun, was ich, ohne mich zu verrathen, thun konnte, um jenes Gespräch zu unterhalten. Zwar fing mein Herz an, aus seinen tiefsten Wunden zu bluten; aber ich mußte hören, ich mußte wissen, was zu wissen war. Es kam auch bald, wie ich es gewünscht hatte. Ich erfuhr nun, daß die Herzoginn von Z** an ihres Vaters Hofe zurück erwartet würde. Sie hatte Paris schnell verlassen. Warum? wußte man im Publikum eigentlich nicht. Die Generalinn glaubte die Ursache darin zu finden, daß Paris seinen größten Reiz für sie verloren habe. Ich horchte gespannt. Der Tante sahe ich das brennende Verlangen an, mehr zu wissen. Die Generalinn beobachtete eine anständige Zurückhaltung. Es waren viele ihr fremde Personen im Zimmer. In dem Augenblicke zog ein Lärmen außerhalb des Gartens, fast die ganze Gesellschaft neugierig in den Eßsaal, um zu sehen, was es wäre. Da rückte die Tante ganz nahe an die Jugendfreundinn, und fragte halbleise: Ist der Cabinetssekretär noch in Paris, oder mit ihr fort?

Das ist's eben! erwiederte die Generalinn gleichfalls leise: Er hat Paris vor ein Paar Monathen verlassen müssen; ein Befehl seines Herzogs bestimmte ihn nach Marseille. Von dort nun schrieb

er um die Enthebung von seinem Geschäfte, weil seine Gesundheit gelitten habe.

Um seine Enthebung?

Oder wenigstens um einen Urlaub. Darüber herrscht noch Dunkel am Hofe. Niemand weiß, was eigentlich an der Sache ist. Genug die Herzoginn kommt allein.

Und ist ihr Verhältniß mit Elmwald zu Ende?

Die Generalinn zog die Schultern: Auch hierüber weiß ich ihnen nichts zu sagen. Ich wünschte es von Herzen, und nach allem, was, und wie ich von dieser Trennung erzählen hörte, ehe ich K** verließ, darf ich glauben daß das zweckwidrige Bündniß endlich zerrissen ist.

Die Tante ergoß sich in Bemerkungen, bey welchen die Herzoginn und ihr Freund übel wegkamen; sie war sehr genau, aber sehr gemein unterrichtet.

Die Generalinn widersprach in Manchem. Aus ihren Reden ging mehr Achtung für Elmwalds Character hervor. Sie tadelte weit strenger das Betragen der Herzoginn, die excentrische Richtung ihres Geistes, die Freyheit, mit der sie sich über die Gesetze der weiblichen Sitte hinauszusetzen wagt. Die Übrigen stimmten ihr bald bey; die Elmwald persönlich kannten, entschuldigten ihn

eifrig. Mein Herz war von tausend ſtreitenden Empfindungen bewegt; ich wußte nicht, ob die Urtheile der Generalinn, die ſtreng und ſcharf, wie mit ſpitzen Fingern, in das Innerſte der Gemüther zu greifen, und ſeine zarteſten Saiten wie mit einem Meſſer zu zerlegen ſchien, oder die gemeinen Anſichten der Andern, die Alles nieder zu ſich in den Staub der Alltäglichkeit zogen, mir weher thaten.

Jetzt gerade trat Neuenbach, der mit den Übrigen das Zimmer früher verlaſſen hatte, in die Thüre, und hörte einen Theil des Geſpräches, das natürlicher Weiſe auch für ihn Wichtigkeit hatte. Mir war das ſehr unangenehm; denn ich konnte ermeſſen, auf welche Art ihn das berührte, und erfuhr es bald aus ſeinem Benehmen. Er ſuchte mich zu bewegen, daß ich das Zimmer verließe; er wollte mich abziehn, zerſtreuen. Mein Gott! Ich erkenne ſeinen guten Willen, wie ich ſoll; aber konnte ich fort, wenn von jenen Gegenſtänden geſprochen wurde? Ich that, als verſtünde ich ſeine Abſicht nicht, und blieb. Das verſtimmte ihn; und nach Tiſche, als er mir den Arm both, um mich zum Kaffeh, der im Garten ſervirt war, zu führen, fing er, wahrlich zur Unzeit, an, jenen Gegenſtand abermahls zu berühren, und an

meiner mühsam gehaltnen Fassung mit leisen Versuchen des Tröstens, Zuredens, zu rütteln. Das konnte ich nicht aushalten. Mit schmerzlichem Gefühl, aber gewiß sehr sanft bath ich ihn, meiner in dem Augenblicke zu schonen; ich würde mich finden, und dann offen mit ihm reden. Er war gereitzt. Finster sah er zur Erde nieder, und schwieg; und als wir die Gesellschaft, hinter der wir ein wenig zurückgeblieben waren, erreicht hatten, ließ er mit einer Verbeugung meinen Arm los, und trat zu den Männern. War das recht? Ich glaube nein; auch trug es nicht bey, mein ohnehin tief aufgeregtes Gemüth zu beschwichtigen.

Von diesem Augenblicke an war er gespannt, mißmuthig, und fand es so wenig der Mühe werth, sich Gewalt anzuthun, daß Jedermann es bemerken mußte, und Einige sich sehr unzarte Scherze deßhalb gegen mich erlaubten. Das vollendete die Gährung, in welcher mein Inneres sich befand, weil es mir deutlich zeigte, welche Vorstellung man von meinem Verhältniß zu Neuenbach hatte, und zwar in dem Augenblick, wo alle Fibern meines Herzens durch jene Erinnerungen, durch die Muthmaßungen und Möglichkeiten, die sie in mir aufgeregt hatten, in peinlicher Erschütterung waren. War Alphons wirklich krank? War es Vorwand,

um ſich von der Herzoginn los zu machen? Warum hatte ſie, die jeden Schein mit Füßen trat, ihn nicht auch nach Marſeille begleitet, und kam ohne ihn zurück? Und was konnten ſeine Ausſichten ſeyn, wenn er wirklich ſeine Entlaſſung gefordert hatte? Das alles wirrte ſich in meinem Gehirn hin und her — und ich ſollte Auskunft über Neuenbachs Verſtimmung geben!

Gegen Abend, als es bald Zeit war, nach Hauſe zu fahren, zog ein Gewitter herauf, und nöthigte uns den Garten zu verlaſſen. Es brach bald darauf mit ſolcher Gewalt aus, daß es Niemand wagen durfte, nach Hauſe zu fahren, und die ſchon beſpannten Wägen wieder fortgeſchickt wurden. Wir verſammelten uns im Saale, und es wurde vorgeſchlagen, ein gemeinſchaftliches Spiel zu ſpielen. Wir ſetzten uns in die Runde, und allerley Witziges, oder witzig ſeyn Sollendes kam auf die Bahn. Ich gab nicht viel Acht, doch ſah ich zuweilen Neuenbachs tadelnde, ja beynahe trotzige Blicke von der Seite auf mich geheftet; denn er hatte weit von mir ſeinen Platz gewählt. Ach! dachte ich: Wie magſt du dich um ein Nichts ſo quälen, während ſo bittere Schmerzen in meinem Herzen wühlen! Bey den freylich nicht immer feinen Scherzen der jungen Leute verzog ſich ſeine

Miene mißbilligend, und als die Reihe zu erzählen an ihn kam, gab er statt der Posse, wie andere thaten, eine ernste fast pathetische Erzählung, die versteckte, aber doch kennbare Anspielungen enthielt, und die Gesellschaft nicht zum Lachen — dazu waren sie zu artig — aber zum Gähnen brachte. Das that mir weh. Ich schätze Neuenbach zu sehr, und fühle mich ihm zu sehr verpflichtet, als daß ich nicht wünschen sollte, er möchte überall den vortheilhaften Eindruck machen, den sein Charakter verdient, und der in größern Gesellschaften durch ein unsicheres, halb zierliches, halb steifes Betragen meist verloren geht.

Wir fuhren spät nach Hause. Er behielt seinen Trotz gegen mich auch beym Abschied, obwohl er wußte, daß wir uns wohl acht Tage nicht wieder sehen werden. Der arme Freund! Ich konnte nichts, als ihn bedauern. Mein Kopf war zu sehr mit meinen eigenen Gedanken, mein Herz mit meinen Sorgen erfüllt, als daß ich einen Versuch hätte machen können, seinen Unmuth zu zerstreuen; denn ich fühlte zu sehr, daß es mir in jener Stimmung nicht gelingen würde, und so ließ ich ihn lieber unversöhnt scheiden. Ich hoffe, es wird sich wieder Alles in sein Geleise finden.

Seit diesem Tag nun in Rostau, habe ich mei-

ne ergebene Faſſung, das mühſame Werk langer Kämpfe, nicht wieder gefunden. Was ich dort gehört, hat tauſend Gedanken in mir entzündet, die beunruhigend in mir arbeiten, und ſich nicht zur Ruhe wollen ſprechen laſſen. O Gott! Wenn er krank wäre, und allein im fremden Lande, auch von ihr verlaſſen, die ja herzlos nur ſich in ihm geſucht, und, nun er ihr keine Unterhaltung mehr biethen kann, ſich von ihm zurückzieht Er war nie von ſtarker Geſundheit; Reiſen, anſtrengende Geſchäfte, und ein ganz verſchiedenes Clima können höchſt nachtheilig auf ihn gewirkt haben. Und ſie verläßt ihn! O wenn ich bey ihm ſeyn, wenn ich — thörichtes Herz! ſtille die vorlauten Wünſche! hemme die unnützen Sorgen! Er iſt vielleicht nicht krank, es iſt vielleicht ein verliebter Zank, nichts weiter, auf den eine ſchönere Verſöhnung folgt. O Roſalinde! Das thut ſehr weh! Dennoch ſage ich es mir recht oft vor, um jede aufſtrebende Hoffnung, jede thörichte Rückkehr gewaltſam zu ertödten. O warum bin ich in Roſtau geweſen!

Sieben und vierzigſter Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an die Gräfinn Herminie von S**

Frankfurt den 13. Auguſt 1809.

Habe Dank, geliebteſte Herminie, für die Sorge Deiner treuen Freundſchaft, mit der Du Dich Deiner leidenden Alexandrine angenommen, und ihr in dem thätigen klaren Freund, der auf Dein Geheiß mich ſchon hier erwartete, als ich trüb, an Geiſt und Körper leidend, von Straßburg ankam, eine ſo ſchöne Gabe geſendet haſt! Seitdem hat er wie ein verſtändiger theilnehmender Arzt nicht bloß durch ſeine Thätigkeit und ſeine weit verbreiteten Verbindungen Anſtalten getroffen, den herrſchenden Wunſch meiner Seele zu erfüllen, und ſo durch Heilmittel mein wundes Herz zu behandeln; er hat auch durch die Ruhe und Sicherheit ſeines Geiſtes wohlthätig auf mein allzugereiztes Gemüth gewirkt.

Es dämmern Hoffnungsſtrahlen von fern am umnachteten Horizont meines Lebens. Dumesnard hat einige Spuren des Flüchtlings entdeckt. Sie weiſen nach der franzöſiſchen Schweiz. Was er erfährt, und mit unſäglicher Mühe auf tauſend Wegen bewirkt, theilt er mir redlich und ſchnell mit, und erquickt durch die helle Anſicht, in die er es zu ſtellen, und alle Möglichkeiten und Vermuthungen in ein klares Ganzes zu ordnen weiß, mich faſt eben ſo ſehr, als durch jene Nachrichten.

Es iſt ſeltſam, was Lagen, Stimmungen aus dem Menſchen machen, und wie ſie ihn oft in ein von dem ehmahligen ganz verſchiedenes Weſen umformen können. In der veränderten Stellung ſtellt auch Alles um uns her ſich verändert dar. Wir ſind auf einen andern Punct in dem labyrinthiſch geordneten Bau getreten. Anders reihen ſich nun Säulen, Pfeiler, Wände um uns, wir ſehen nicht mehr, was wir früher erblickten; was uns damahls entging, zeigt ſich jetzt im ſchönſten Licht. Die Gegenſtände ſind dieſelben, auch wir tragen dieſelbe Geſtalt, dieſelben Züge, wir meinen auch noch daſſelbe Gemüth zu ſeyn, weil wir uns der ungeheuern Umſtaltung kaum bewußt werden, welche Zeit und Schickſale mit uns vorgenommen haben —

und wie anders erscheint uns Alles, wie anders fühlen wir uns zu Allem!

Als ich zuerst den Chevalier in Mayland traf, war die weite Welt mit allen ihren Blüthen, Freuden und Strahlen mir, düster aus der düstern Heimath Kommenden, eben aufgegangen. Zu Hause hatte ich es nicht mehr ausgehalten, mein Gemüth war tief verletzt, und alle meine Hoffnungen auf Erdenseligkeit weggebrochen. Da floh ich nach dem Lande der Farben und Töne, da fand ich Dich, die zu Hause mir fremd geblieben war. Unsere wunden Herzen, von ähnlichem Leid bewegt, schloßen sich aneinander, und um uns her fing es an zu tagen. Helle Lichter eines vielbewegten Lebens im milden Süd zuckten um uns auf, aller Reiz der Kunst, und alle heiligen Erinnerungen der Geschichte umfingen uns mit unbegreiflichem Zauber. Mein Herz schwoll hoch auf, es wollte nur empfinden, nur genießen, nur schwelgen in dem Ocean der Seligkeit, der mich umfloß.

Weißt Du noch beym Besehen des Doms in Mayland, wie wir oben standen, schwelgend in der Unermeßlichkeit des Gesichtskreises, die Lombardie zu unsern Füßen, ein tiefblauer Himmel über uns gewölbt, und von fern die Spitzen der Alpen im Sonnenglanz verklärt? Ich war außer mir! Da

tönte es von Tritten hinter uns, fremde Männer stiegen zu uns herauf, es waren der Chevalier und seine Begleiter. Sie stellten sich nicht fern von uns, und ich hörte Dumesnard mit seiner gehaltenen Stimme und seinem stets ruhigen Ton sich in scharfzergliedernde Bemerkungen, in Tadel, in Verbesserungs-Vorschläge einlassen, den Gesammteindruck mit klugem Sondern in seine einzelnen Theile zerlegen, so daß es mich kalt überlief über den nüchternen Verstandesmenschen, der es vermochte, in diesem Augenblick das botanisirende Messer an die Blüthe seines Gefühls zu bringen, sie zu zerlegen, und in ihre Bestandtheile aufzulösen, bis zuletzt nichts als eine traurige Leiche übrig blieb. Von dem Augenblicke an war mir der Chevalier fast widerlich; und es bedurfte meines vollen Vertrauens auf Dein Urtheil, um nicht sehr scharf über den ganzen Werth des Mannes abzusprechen. Nur um Deinetwillen lernte ich ihn zuerst ertragen, und bey näherem Zusammenleben achten.

Seitdem sind an sechs Jahre verflossen. Mein Inneres hat manche Veränderungen erlitten. Sie waren meist sehr schmerzhafter Art, gleich den letzten. Zeit, Erfahrung, und oft hintergangene Erwartung haben mich besonnener gemacht. Ich habe einsehen gelernt, daß die Äußerlichkeiten oft, ja fast

allemahl täuschen; ich habe heiße Gluthen plötzlich erlöschen, und in den scheinbar reichsten Gemüthern Schwäche, Inconsequenz gefunden. Das hat mich nachsichtig mit fremder Art zu seyn, es hat mich minder fordernd für mich selbst gemacht. Jetzt sah ich Dumesnard wieder, und jetzt fand ich ihn einen ganz Andern!

Seine Ruhe beschwichtigte die reizbare Beweglichkeit meines Gemüthes, seine klare Ansicht half mir die innere Verwirrung meines Kopfes ordnen, und selbst seine Kälte stieß mich nicht mehr ab; denn was hatten nicht Leidenschaftlichkeit und heißes Gefühl mir verheißen, und was ward mir gehalten? So finde ich mich durch seine Gesellschaft angenehm angesprochen, und durch das, was er für mich gethan und noch ferner zu thun gedenkt, getröstet.

Ich sehe ihn beynahe täglich, und wenn mein Gemüth sich seiner tröstenden Theilnahme erfreut, so fühlt auch mein Geist sich befriedigend durch seine vielseitigen Kenntnisse angeregt, und sein oft schneidender Witz, seine Sophisterey belustigen mich, ohne mich mehr wie einst in jener phantastischen Zeit zu verletzen.

Ich habe Briefe von meinem Vater erhalten. Er ist trostlos über Elmwalds Entweichung. Er schreibt in Ausdrücken von ihm, die alle meine kaum

beſchwichtigten Schmerzen wieder aufgeregt haben. Er verſichert, ihn nicht miſſen zu können. Er ſtand neben ihm wie ſeine eigene Jugend, und ſchien wenigſtens den fürſtlichen Gebiether wie ein Sohn zu lieben. O mein Vater! Du biſt es nicht allein, der leidet, dem dieſer Trotzkopf durch ſeine herzloſe Entfernung jede Freude des Lebens geraubt! Auch mich hat er, ganz arm an jedem Glück, allein, freundlos in einer fremden Welt zurückzulaſſen vermocht, in die ich nur um ſeinetwillen ihm gefolgt war! Wer hätte das von Alphons geglaubt!

Man meldet mir den Chevalier. Er wird mir Wichtiges zu bringen haben; denn er erwartete bis heut eine Antwort aus Lauſanne, wohin er in unſerer Angelegenheit geſchrieben. Ich freue und fürchte mich auf dieſe Nachricht. O wenn ich ihn nicht mehr beſitzen, mich ſeiner nicht mehr freuen ſoll wie einſt, dann will ich lieber auch gar nichts mehr von ihm wiſſen, dann ſey, was nicht mehr ſchön ſeyn kann, lieber ganz aus der Wirklichkeit geſtrichen, und der beraubte Lenz mit allen ſeinen abgeſtreiften Blüthen in's Meer der Vergeſſenheit verſenkt. Leb wohl!

Acht und vierzigſter Brief.

Gräfinn Herminie von S** an den Chevalier Dumesnard.

Rettlingen den 25. Auguſt 1809.

Was ſoll ich ſagen, mein Freund? Wie ſoll ich mich ausdrücken, um mein Erſtaunen, meine Bewunderung und mein Vergnügen lebhaft genug zu ſchildern? Sie in beſtändigem Umgang mit Alexandrinen, beyde angenehm von einander angeſprochen, beyde mit einander ſehr zufrieden, und wenn mich nicht Alles trügt, beyde ſo ziemlich auf dem beſten Wege, ſich einander noch mehr zu werden? Wer mir das vor einem halben Jahre noch geſagt hätte! Als einen Träumer hätte ich ihn verlacht, und ſeine Prophezeyhung als Unmöglichkeit verworfen.

In dem Briefe Alexandrinens, welcher mir Nachricht von dem Zuſammentreffen in Frankfurt

gab, war der Entflohene wohl noch mit reger Trauer gedacht, aber doch, wie mich dünkt, mit weit mehr Ruhe, als nach den frühern Äußerungen zu erwarten war. So bewährt sich denn vielleicht auch hier das Gesetz der Contraste, und die flammensprühende unstäte Alexandrine findet sich durch die Klarheit und Ruhe des welterfahrnen Freundes nach so vielen Stürmen beschwichtigend angesprochen. Nun, es soll mich freuen, wenn es sich macht, und ich die erste Veranlassung gab, daß zwey so verschiedene, ja entgegengesetzte Gemüther sich einander freundschaftlich nähern.

Freundschaftlich! — Merken Sie das Wort wohl, mein lieber Chevalier! Mehr als Freundschaft kann und darf aus Eurer Verbindung nicht werden. Im Grunde paßt Ihr doch nicht zusammen, und die streitenden Elemente, ungeduldig des allzufesten Bandes, würden sich früh oder spät gewaltsam losreißen und es sprengen. Das verlieren Sie ja nie aus den Augen, mein Freund, und halten Sie sich hübsch in der Negative! Seyen Sie Alexandrinen recht viel, suchen Sie mit Ihrer ruhigen Weltansicht auf dieß aufgeregte allzureizbare Gemüth wohlthätig zu wirken, glauben Sie aber dem Rathe einer alten Freundinn, die ihre reizende Schöne besser, als Sie, lieber Chevalier, besser,

als jene vielleicht ſich ſelbſt kennt! Dieß Gemüth iſt nicht für Ruhe und Stille gemacht. Sie ſucht ſie wohl aus natürlichem Bedürfniß, wenn ſie einmahl von Leidenſchaften und ſelbſt geſchaffnen Widerwärtigkeiten wie jetzt müde gejagt iſt; aber ſie vermag ſich nicht darin zu halten. Nur in ſtetem Wechſel, nur in lebhafter Aufregung, ja in Stürmen bewegt ſich ihr Herz am freyſten, und fühlt alle ſeine überwiegenden Kräfte genügend in's Spiel geſetzt. Alexandrine hätte ein Mann werden, und ein Land zu regieren haben ſollen. Das wäre ein Wirkungskreis, ihren Fähigkeiten, ſo wie ihrer Liebe zur Herrſchaft angemeſſen.

Indeſſen gefällt es mir wohl, euch zuzuſehen, und zu beobachten, wie lange und unter welchen Abwechslungen ſich eure Verbindung erhalten wird. Nur das laſſen Sie mich Ihnen einſchärfen, lieber Chevalier! Vergeſſen Sie über der ſchimmernden neuen fürſtlichen Geliebten die alte bewährte Freundinn nicht, deren Schilderungen eigentlich Sie das meiſte Gute danken, welches die ſchöne Alexandrine von Ihnen weiß!

Neun und vierzigſter Brief.

Chevalier Dumesnard an die Gräfinn Herminie von S**

Frankfurt den 1. September 1809.

Mit lebhaftem Vergnügen entfaltete und las ich Ihren Brief, meine ſchöne Freundinn, und in ihm die Beweiſe Ihrer gütigen Theilnahme. Wenn ich auch nicht ſelbſt, ſey es durch innere Harmonie unſerer Seelen, oder durch meine Beobachtungsgabe, auf dieſelben Anſichten von dem Character unſerer reizenden Erlauchten, und der nothwendigen Geſtaltung, die jede Verbindung mit ihr annehmen muß, gekommen wäre, ſo würde ich Ihre weiſen Rathſchläge, ſchon weil ſie von Ihnen kamen, befolgt, und mich gegen allzu verführeriſche Lockungen verwahrt haben. So aber, wie die Sachen jetzt ſtehn, iſt für meine Ruhe nichts zu be-

sorgen. Von Ihnen gewarnt, von meinen eigenen Bemerkungen geleitet, und durch täglichen Umgang mit der schönen, übergeistreichen Frau in täglicher Übung der Waffen erhalten, lerne ich, wie Rinaldo bey Armiden, den Pfeilen dieser Augen, der Melodie dieser Stimme, dem lebendigen Spiele dieser Phantasie, den zauberzerstörenden Schild, den Sie, als mein treuer Ubaldo, mir gereicht, entgegensetzen, und befinde mich leidlich dabey. Damit soll aber gar nicht gemeint seyn, als wäre ich unempfindlich gegen so viel Schönes, das ich stets vor mir sehe. Alexandrine ist sehr schön, und kann, wenn sie will, sehr liebenswürdig seyn. Sie fand es bis jetzt nicht der Mühe werth, dieß ganz, so wie sie es kann, gegen mich zu seyn. Ich erkenne das wohl; denn ich habe sie in Mayland in allem Glanze ihrer Unwiderstehlichkeit gesehen. Daß ich diesen Unterschied fühle, sichert mich auch für den Zeitpunct, wo es ihr einmahl, der Abwechslung wegen, oder weil sie nichts Besseres zu thun wüßte, einfallen könnte, sich mir eben so zu zeigen. Ich habe ihr zu genau in die Karten geschaut, und werde mich zu hüthen wissen. Aber mich ergötzt dieses Spiel; es füllt manche leere Stunde meines nicht sehr beschäftigten hiesigen Aufenthaltes aus, und bereichert mein Buch

der Erfahrungen. Es könnte zu mancherley gut seyn, diese Herzoginn, die ihres Vaters Herz und somit vielleicht seinen Scepter in Handen hat, seine gewogene Freundinn nennen zu können; es könnte — doch wozu alle Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten aufzählen, die sich in der Ferne der Zukunft verworren vor meinem Blick bewegen! Laßt uns der Gegenwart genießen, so lange sie uns lächelt, und nicht forschen, was drüber hingeht! Für jetzt soll es meine Aufgabe seyn, die schöne Unglückliche zu trösten, ihr entweder den entflohenen Freund wieder zurückzuführen, oder, wenn das nicht gelingt, zu versuchen, was ich ihr gelten kann. Auch werden Sie wohl einsehen, meine schöne Freundinn, daß der Eifer, womit ich den ersten Theil meines Planes ausführen werde, sehr von dem abhängt, was ich vom zweyten zu hoffen habe. Werden Sie mich deßhalb eigensüchtig oder wohl gar falsch schelten? Ich denke, nein! Daß jener düstere Mensch, mit seiner eigensinnigen Liebe für die alte Schöne, eine Frau wie Alexandrinen nicht beglücken kann, ist erwiesen; eben so erwiesen ist, daß noch keine ihrer Leidenschaften länger gedauert hat, als bis sie des Heißgewünschten ganz sicher war. Was thun wir für Übels, wenn wir jener unrecht gepaarten Verbindung ein

Ende machen, die Keinem Glück, und Alexandrinen, indem sie, langsam und allmählich aufhörend, selbst den Reiz eines verschönernden Unglückes verliert, keinen wahren Verlust zuziehen kann? Lassen Sie uns also klar erkennen, was wir wollen, und dann mit raschen Schritten auf unser Ziel los schreiten! Daß ich auf Ihren Beystand zählen kann, weiß ich, und werde Ihre Hülfe vielleicht bald in Anspruch nehmen.

Fünfzigſter Brief.

Lucie Florheim an Roſalinden.

Erlhof den 1. September 1809.

Vor zwey Monathen habe ich einen frevelhaften Gedanken ausgeſprochen, indem ich Dir in einem meiner Briefe ſchrieb: Wenn nur ſo ein Weſen, das nun einmahl hienieden nicht mehr glücklich ſeyn kann, auch die Macht hätte, die Leiden ſeiner Lieben auf ſich zu nehmen! Ob in einem verlornen Daſeyn ein Paar Dornen minder oder mehr ſtehn, was liegt daran? Das war eine Großſprecherey; und der Himmel hat mich dafür geſtraft. Ach, ich bin nicht ſo edel, als ich damahls in der Eitelkeit des Unglücks dachte! Wenn wir recht unglücklich ſind, ſind wir ſo geneigt, uns für beſſer als andere Menſchen zu halten; wir erheben uns in der Idee eben ſo hoch über ſie, als der Him-

mel ſie im Glück über uns geſtellt hat; wir vermeſſen uns, recht viel dulden und leiſten zu können; und wenn das Schickſal uns beym Worte nimmt, wie jetzt mich, o wie ſtürzt die geträumte Größe in Staub zuſammen! Wie fehlt es uns an Allem, was wir damahls zu beſitzen glaubten, an Kraft, an Willen, ſelbſt an Geduld und Liebe!

Mein Vater kam geſtern zu ungewöhnlicher Stunde nach Erlhof, und ließ mich in den Garten rufen. Ich fand ihn allein in der Laube. Es ſtand etwas in ſeinem Geſichte, das mich auf den erſten Blick wie ein Froſt durchrieſelte — etwas Trübes, Geſpanntes. Er hieß mich zu ihm ſitzen, und ſah herum, ob wir nicht geſtört werden könnten. Das alles vermehrte meine Angſt, und mit klopfendem Herzen ſetzte ich mich neben ihn. Nun fing er nach einer langen Einleitung wegen meines Alters, das ſchon über die Zeit der erſten Blüthe hinaus ſey, an, von der Nothwendigkeit zu ſprechen, in dieſer Welt, die von ſo wilden Stürmen bewegt werde, einen feſten Anhaltspunct zu haben. Er ſchilderte das traurige Loos eines unverheiratheten Mädchens, ſelbſt wenn es Vermögen habe; er ſprach von der Unſicherheit der Glücksgüter in unſerer jetzigen ſtürmiſchen Zeit, und von dem Elend, das eines einſamen Frauenzimmers warte, wenn es

arm, hülflos, alternd, unter harten Fremden, unter noch härteren Verwandten zurückbleiben müsse. Er kam endlich darauf, daß sein Vermögen nicht so groß sey, als es der Ruf schildere, daß ich noch vier Geschwister hätte, und daß die jetzige Zeit, wo die übermäßige Einwirkung fremder Gewalt auf die Handelsverhältnisse Deutschlands den Stand des Kaufmanns unsichrer mache als je, ein festes Zusammenwirken, ein für einander Stehen Mehrerer dringend nothwendig mache. Kurz, er rückte immer näher mit einem Antrage, den ich voll Grauen nicht erst in der gegenwärtigen Stunde, sondern schon seit langem hatte kommen sehn; ja ich kann nicht einmahl sagen, daß es ein Antrag war, denn er sprach es als Befehl aus. Er hieß mich mit deutlichen Worten, jetzt, wo unserem Hause ein höchstwichtiger und bedenklicher Zeitpunct bevorstünde, die langverkannte Liebe eines reichen, geschickten und redlichen Mannes mit Dank zu erkennen, Neuenbach, der mich mehr liebte, als ich verdiente, meine Hand, und dadurch unserm ganzen Hause eine feste Stütze zu geben.

Ich erwiederte nichts. Ich war unfähig dazu. Ich fühlte, daß ich erbleichte, und welche Veränderung in meinen Zügen vorging. Mein Vater sah sie nicht, oder wollte sie nicht sehen; vielmehr verlangte er eine

Antwort auf der Stelle. Ich winkte mit der Hand, und bath schweigend um Schonung. Jetzt verstand er meine innere Bewegung nur zu wohl. Entrüstet fuhr er empor, und überhäufte mich mit Schmähungen, mit Äußerungen seines Unwillens gegen Einen, dessen Verhältnisse nie an eine feste Verbindung mit mir denken lassen könnten, und der weder Neuenbach, noch einem Andern den Platz in meinem Herzen streitig machen könne. — Das vermuthete mein Vater aus frühern Ereignissen; von den letzteren Begebenheiten weiß er nichts. — Ach, wie weh that er mir mit diesen Worten, die auf einen Glauben an den Bestand unserer Verbindung hinwiesen, indessen ich so schmerzlich vom Gegentheil überzeugt bin!

Der Zorn meines Vaters war so heftig, daß es mir in manchen Augenblicken scheint, als könne der Widerwille, der sich unwillkührlich gegen eine Verbindung mit Neuenbach in meinem Betragen ausgesprochen, unmöglich allein eine solche Wirkung hervorbringen, da mein Betragen ja niemahls zu entgegengesetzten Hoffnungen berechtigt hatte. Es kam mir vor, als lägen hier andere Gründe verborgen, die vielleicht noch beunruhigender seyn könnten, als das, was ich schon vernommen.

Wie dem auch sey, das Unangenehmste, was mir in meiner Lage geschehen konnte, ist eingetreten. Häuslicher Unfrieden, und der Unwille meines Vaters liegen auf mir. Es waltet ein mißtrauischer Geist zwischen uns Allen. Im größten Zorn ging mein Vater nach jener Unterredung von mir. Seitdem hat er kein Wort mehr mit mir gesprochen, mich keines Blickes mehr gewürdigt, und ist ohne weitere Äußerung außer einigen finster drohenden Ausdrücken in die Stadt gefahren. Die Geschwister sehen mich und sich untereinander ängstlich an, und ihre Mienen fragen mich um die Lösung des bangen Räthsels.

Wie mir diese zwey Tage her gewesen, kannst Du ermessen. Die Unmöglichkeit, irgend eine Verbindung dieser Art einzugehn, steht klar vor mir. Ich kann nicht Neuenbach, ich kann keinem andern Manne mehr meine Hand reichen; denn ich kann für keinen auch nur so viel Neigung fühlen, als nöthig ist, damit er leidlich mit mir lebe. Mein Gefühl ist zerknickt. Wenn ich diese Zeit her Niemanden, selbst Dir nicht, geklagt habe, kam es daher, daß ich jede Berührung, auch die leiseste, der wunden Stellen scheute; ich weiß, wie sie unaushaltbar schmerzen würden, und ich bin es den

Meinigen ſchuldig, mich beſonnen, und zu meinen Pflichten tüchtig zu erhalten.

Das meinem Vater deutlich zu machen, iſt unmöglich. Er, deſſen Herz bey ſtrenger Rechtlichkeit und allgemeinem Wohlwollen ſelbſt in der Jugend kein beſonderes Bedürfniß ausſchließender Neigung, keinen Begriff von den heiligen Banden innerer Harmonie gehabt, wie ſollte der in ſeinem ſechzigſten Jahre mich verſtehn!

Was aber iſt zu thun? wirſt Du fragen. Mein Entſchluß iſt gefaßt; er geht aus der Erkenntniß der Unmöglichkeit hervor. Ich kann nicht. Ich ſehe den Sturm kommen, den ich dadurch über mein Haupt ziehe; aber ich bin es Neuenbach, den ich über Alles achte, ſchuldig, ihn nicht unglücklich zu machen. Er müßte es an meiner Seite werden.

Darum war es frevelhaft, jenes im Eingang dieſes Briefes erwähnte Wort auszuſprechen; denn ich kann, und darf es nicht halten. Eine ſchwache Hoffnung habe ich noch. Neuenbach wird die Hand des Mädchens vielleicht ſelbſt nicht wünſchen, deren zerriſſenes, durch einen Andern, Mehrgeliebten, zerriſſenes Herz er nur zu wohl kennt.

Ein und fünfzigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

O..g, den 6. September 1809.

Was soll ich Dir schreiben? Wie soll ich dem Gefühl Worte geben, das jetzt meine Brust beseligend und schmerzend erfüllt? Ich stehe am Wendepuncte meines Lebens; nicht bloß das Glück oder Unglück meiner Zukunft — der ganze Inhalt meines Daseyns liegt auf der furchtbaren Wagschale. Wird sie sinken oder steigen?

Der alte Florheim hat meine Liebe zu seiner Tochter erkannt. Wenn ich mich auch mit der höchsten Bescheidenheit betrug, den Augen des Vaters, unter dem wir lebten, konnte diese Wahrnehmung nicht länger entgehn, und wohl weiß ich, daß in der Zeit der gefährlichen Krankheit Luciens all mein Thun und Reden mich verrathen haben muß. Wie

wäre es auch möglich gewesen, sich in dieser Lage zu beherrschen? Wer das vermocht hätte, müßte mehr oder minder als ein Mensch gewesen seyn. Ich konnte aus des Vaters Benehmen und manchen Äußerungen wohl schließen, daß ihm ein Tochtermann, der in der Zukunft seine Geschäfte mit Treue und Klugheit führen, und sein liebstes Kind nicht von ihm entfernen würde, nicht unerwünscht wäre. Keines von uns brach die zarte Schranke des Schweigens, welche inniges Gefühl und Ungewißheit um unsre Gemüther gezogen. Lucie mußte wissen, daß, und wie heiß ich sie liebte, und Beyde konnten leicht vermuthen, daß auch ich in ihren Seelen zu lesen wünschte. Es war eine schmerzliche und doch schöne Zeit diesen Frühling und Sommer hindurch, wo ich sie, kaum von einer schweren Krankheit genesen, sich langsam erhohlen, und gleich einer matten Blume das schöne Haupt schüchtern wieder erheben sah. Ich durfte ihr nahe seyn, ich durfte zuerst ihre noch müden Schritte durch Feld und Wald, durch das erwachende Leben der Natur leiten; ich führte sie auf die zarten auffsproßenden Gräser, wo die meisten Blumen dufteten, und die sanftesten Schatten kühlten. Und wenn sie dann nach Hause kam, recht erschöpft und müde, wir ihr einen bequemen Sitz unter dem luftigen Peristyl des

Landhauses bereiteten, sie dankbar lächelte, mir freundlich zuhörte, wenn ich vorlas, und nur zuweilen ein düsterer Schatten über die schönen Gesichtszüge flog — o wie war ich selig!

Später wurde es mir nicht so gut. Herzenswunden sind schlimmer zu behandeln, als das Gift des Körpers. Nach jenem gewaltsamen Riß durch ihr Inneres war unser Beysammenseyn nicht mehr so tröstend. Ich fand den Schlüssel zu ihrem Herzen nicht, ich konnte sie nicht begreifen; aber selbst in dieser räthselhaften Stellung lag ein neuer Reiz für meine bezauberte Seele. Sie sprach nie von dem, was ihr Gemüth bewegte, sie vermied sichtlich jede Erinnerung, und wies sogar Theilnahme und Trost streng ab. Warum that sie das? Sollte der gerechte Unwille in ihr die gekränkte Zärtlichkeit besiegt haben? Scheute sie nur mein Eindringen in das Geheimniß ihres Kummers, weil sie mir verbergen wollte, was aus mancher Ursache mich tiefer, als jeden Andern, ergreifen mußte? War es Schonung, Stolz, Eigensinn? Gott weiß! Sie machte mir das Leben mit ihr schwer, aber doch — o wie so unendlich schön!

Jetzt auf einmahl, nachdem zwey Monathe in diesem stillen Beysammenseyn verflossen, rückt der alte Florheim sichtbar näher. Er begegnet mir mit

mehr Güte und Vertrauen, als je; und ich muß mich um so mehr darüber verwundern, da ich ihm meine Hülfe und Mitwirkung zu seinem geheimen Plan geradezu verweigert habe. Endlich nach manchen Unterredungen, die in engern oder weitern Kreisen diesen Punct umgingen, tritt er vor drey Tagen unumwunden mit dem Antrag hervor, mir Luciens Hand, und einen bestimmten Theil am Gewinnste seiner Handlung zu geben. Er glaubte in mir den Menschen zu finden, der einst seine Stelle unter seinen Kindern vertreten, was er erworben, verwalten, vermehren, und so das wohleingerichtete Haus in liebevoller Einigkeit zusammenhalten könnte.

So sehr mich dieß Vertrauen rührte, so entzückend im ersten Augenblick der Gedanke vor mir stand, Lucien, und mit ihr den Inbegriff meiner Wünsche zu besitzen, so kalt durchschauerten mich im nächsten Momente die Fragen: Aber wird auch Lucie einwilligen? Wird die Freundschaft, die sie für dich fühlt, nicht zu kühl seyn, um sie zu diesem Entschluße zu vermögen? Werden der Wunsch des Vaters, das Bewußtseyn, wie glücklich sie dich und ihr ganzes Haus macht, jene milde Wärme zu höherer Gluth steigern? Oder soll ich zittern, daß

ein anderes, längst als unwerth erkanntes, Bild noch zu mächtig in ihrer Brust herrsche?

Aber warum sollte ich eben dieß, das schmerzlichste von Allen, fürchten? Warum sollte ich nicht hoffen dürfen, daß eine klare Überzeugung den früheren Irrthum allmählich heilen, und das Bewußtseyn, geliebt zu seyn, eben so allmählig Platz in ihrem Busen gewinnen könnte? Sind denn solche leise Einwirkungen der mächtigen Zeit etwas Unerhörtes, und haben sie nicht vielmehr in den Tiefen des menschlichen Herzens ihren festen Grund?

Und dennoch — warum bange ich? — Warum verläßt mich jede Zuversicht, wenn ich an den Augenblick denke, wo der Vater sie mit diesem Plane bekannt machen wird, und ich zu ihr hintreten, den entscheidenden Ausspruch aus ihrem Munde vernehmen soll? Wenn sie mich ausschlüge? Wenn ich die Schmach erfahren müßte, jenem Andenken aufgeopfert zu werden! —

Ich würde es nicht ertragen; Schmerz und verletzter Stolz würden mich zu ihren Füßen entseelen. In wenig Tagen muß mein Schicksal entschieden seyn. Es sind nur wenig Tage; aber jeder hat vier und zwanzig Stunden, und in jeder Stunde wechseln Entzücken und Verzweiflung, Himmel und Hölle in meiner Brust!

Zwey und fünfzigſter Brief.

Franciska Florheim an Roſalinde.

Erlhof den 8. September 1808.

Sie werden nicht ohne Befremden, mein ſchätzbarſtes Fräulein, in dieſen Zeilen die Hand Ihrer Freundinn, meiner Schweſter Lucie, vermiſſen. Ihr Unvermögen, in der Lage, in welcher ſie ſich befindet, Ihnen irgend eine Schilderung ihres und unſers Zuſtandes zu geben, muß ſie entſchuldigen. Weiß doch ich kaum, was ich ſchreibe. Uns hat ein großes Unglück getroffen. Die Hoffnung eines ungemeinen Gewinnſtes — die lockendſte Anreizung für einen Kaufmann, für einen Vater vieler Kinder — hat den unſerigen vermocht, ſich in eine gewagte Speculation mit den durch fremde Tyranney ſo hoch verpönten Colonialwaaren einzulaſſen. Viele hundert Centner von allen Arten derſelben ſind auf Rechnung meines Vaters nicht allein in unſern

Magazinen, sondern theils auf dem Wege von Hamburg bis hierher, theils an letztgenanntem Orte selbst vorfindig gewesen, durch einen schändlichen Verrath ergriffen, und von den Französischen Mauthbehörden mit großem Aufsehen in Beschlag genommen worden. Diese Hinwegnahme zertrümmert nicht allein das ganze äußere Glück unserer Familie, denn der allergrößte Theil von meines Vaters Vermögen ist auf jene Ankäufe verwendet worden; sie droht auch noch das innere Heiligthum unserer Ruhe anzugreifen, indem wir fürchten müssen, daß meines Vaters Freyheit, ja vielleicht sein Leben in Gefahr sey. Napoleon, entrüstet über so manchen Versuch der Deutschen Handelsleute, sich eine Freyheit, die ihnen von Gott und Rechtswegen zukömmt, durch einen fremden Usurpator nicht rauben zu lassen, soll sich schon vor längerer Zeit erklärt haben, daß er das nächste Mahl ein furchtbares Beyspiel aufstellen wolle, wenn seine Befehle abermahls übertreten würden. Es ist geschehen. Was wir zu erwarten haben, steht in Gottes Hand.

Mein Vater hat sich entfernt. Wohin? wissen wir nicht. Verstörung und Jammer herrschen in unserm Hause. Neuenbach soll unsere Stütze seyn. Ihm hat der Vater im Fliehen uns übergeben; er hat ihn der Schwester zum Gemahl, uns zum Va-

ter bestimmt. Dafür soll er seine Sache, erst hier in O..g, und, wenn es nöthig ist, auch in Paris vertheidigen, bey den obersten Behörden die Ungerechtigkeit des Verfahrens muthig beweisen — man hat sich offenbare Partheylichkeiten und Übervortheilungen erlaubt, ohne welche die ganze gegen meinen Vater erhobene Beschwerde nicht Statt hätte haben können — und seiner Braut, seinen künftigen Geschwistern das Vermögen und den Vater erhalten.

Was das für Auftritte waren, als die Gensd'armen unten im Magazin erschienen — ich war damahls gerade in der Stadt — als keine Vorstellungen, keine Klagen über ungerechte Beschuldigung, gegen die zu wohl unterrichteten französischen Beamten mehr galten, als man den Vater überall unter den härtesten Bedrohungen im Hause suchte, jeden Winkel durchstöberte, Neuenbach ihrer Wuth kaum mehr Einhalt zu thun vermochte, sich, nachdem er sie endlich durch Bitten und heimlich gebothene Geschenke entfernt hatte, auf's Pferd warf, und pfeilschnell nach Erlhof eilte, wo der Vater sich verborgen hielt, dem ein Freund ein Paar Stunden früher von dem Ausbruch des Unglücks Kunde gegeben hatte — das vermag ich Ihnen nicht zu schildern. Mir kräuseln sich die Haare

auf dem Scheitel, und die Angst schnürt mir die Kehle zu, wenn ich nur daran denke. Eine Stunde nach Neuenbach traf auch ich in Erlhof ein. Hatte ich in der Stadt Schreckliches erlebt, so wartete nun das Schmerzlichste auf mich. Der Vater war, während ich und Neuenbach uns noch in der Stadt befanden, nach Erlhof gekommen. Sein erstes Wort fragte nach Lucien. Sie erschien, und bebte zurück, als sie den Ausdruck der Verzweiflung in seinem Gesichte sah. Er führte sie in's nächste Zimmer, schloß es ab, entdeckte ihr mit bleichen zitternden Lippen, am ganzen Körper bebend, die Lage seiner Angelegenheiten, und erklärte ihr, daß es nur Ein Mittel gäbe, ihn von der Schande, vielleicht vom Tode, und seine Familie vor Elend zu retten: sie müsse sich entschließen, Neuenbachs Hand, und zwar auf der Stelle anzunehmen, damit dieser bewogen werde, für sie und die ihrigen Alles, auch das Schwerste zu unternehmen, und, wenn es doch mißlänge, und er, unser Vater, seinem Schicksale unterliegen müßte, seine Stelle bey uns allen zu vertreten.

Meine Schwester stand vernichtet. Sie erbleichte, die Heftigkeit der innern Erschütterung gab sich in ihren Zügen, in dem Zucken ihrer Glieder kund. Sprechen konnte sie nicht im ersten Augenblick. Der

Vater drang in sie. Endlich fand sie doch den Muth, eine Weigerung zu stottern. Da entflammte sich sein furchtbarster Zorn; er drohte ihr mit seinem Fluch. Lucie bebte, und schwieg noch. Da stürzte der Vater vor ihr auf die Kniee, und beschwor sie bey dem Andenken ihrer Mutter, sein Leben, das Glück ihrer Geschwister, zu erhalten. Sie sah ihn an, ihr Auge brach, sie stammelte: Ja, ich will — und sank dem Vater ohnmächtig in die Arme. Er rief nach den Leuten. Man brachte die Schwester zu Bette, und erweckte sie nur mit Mühe. Als ich ankam, unterrichteten mich die Worte der Dienstleute zum Theil von dem Vorgefallenen. Ich eilte zu Lucien, fand sie aber so erschöpft, daß sie erst nach ein Paar Stunden fähig war, mir in abgebrochenen Sätzen zu erzählen, was man von ihr gefordert, was sie bewilligt. Ich erschrack vielleicht nicht minder, als die Arme selbst; denn mir ist der Zustand ihres Herzens, den sie mir vor einiger Zeit enthüllte, nur zu gut bekannt.

Daß Neuenbach sie jetzt nicht sprechen darf, wenn nicht ein einziger Blick auf sie ihm verrathen soll, mit welchem Gefühl sie seine Hand annimmt, und somit das ganze Opfer vereitelt wird, versteht sich von selbst. Der Schrecken, den das Unglück des Vaters ihr verursacht, und ihre noch sehr reiz-

bare Schwäche ſind für jetzt hinlängliche Entſchuldigung, um die unglückliche Braut dem Auge des unerwünſchten Bräutigams zu entziehen. Aber wie lange wird ſich das noch thun laſſen?

Wenige Stunden nach jener Scene reiſte mein Vater ab, nachdem er mit Neuenbach eine lange und heftige Unterredung gehabt. Dieſer geht verſtört im Hauſe umher, fragt jetzt ängſtlich nach Luciens Befinden, und ſcheint im nächſten Augenblick froh, daß er ſie nicht zu ſehen braucht. In Luciens Gemüth arbeitet ein Sturm, den ich vertoben, und ſich ſelbſt ſtillen zu laſſen für's Beſte halte. Jede fremdartige Einmiſchung ſcheint mir das Geſchäft der Seele eher zu ſtören, als zu fördern. Sie iſt meiſt ſtumm, und ſpricht kein Wort, als was vonnöthen iſt, um anzudeuten, was ſie unumgänglich bedarf.

Ach, wenn Sie, mein verehrtes Fräulein, ſich entſchließen könnten, unſer Haus, dieß Haus der Trauer und des Elends, in dieſer Zeit zu beſuchen, wenn Sie nur auf zwey Tage herüberkommen könnten — L** iſt ja nur vierzehn Stunden von Erlhof entfernt, und ich würde Ihnen die Pferde bis Morfeld entgegenſchicken — welche unendliche Wohlthat wäre das für Lucien, für uns Alle! Ihre Gegenwart, Ihre milde Freundſchaft allein würden

den ſtarren Kampf von meiner armen Schweſter Herz löſen, und ſegensvoll vollenden, was unſere Einmiſchung nur verderben könnte. Überlegen Sie dieſe meine Bitte! Sie iſt der Zweck des gegenwartigen Briefes. O verwerfen Sie ſie nicht, und glauben Sie, daß nicht allein Lucie, daß die Geſchwiſter alle, die mit ſo inniger Liebe an ihr, wie an einer zweyten Mutter, hängen, Ihnen zeitlebens für dieſe Wohlthat dankbar ſeyn würden!

Drey und fünfzigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

O..g, den 10. September 1809.

Der schreckliche Schlag, den ich lange mit Furcht über unsern Häuptern schweben sah, ist gefallen. Was bald überall bekannt seyn wird, Florheims Unglück und der Fall seines Hauses, brauche ich Dir nicht mehr länger gewissenhaft zu verschweigen. Er hat sich gegen meinen Rath, gegen meine dringendsten Vorstellungen und Bitten in eine tollkühne Speculation mit Colonialwaaren eingelassen, die er, von dem Gewinn gelockt, in ungeheurer Menge von Hamburg hat kommen lassen. Beynahe sein ganzer Credit war in Anspruch genommen, um die Summen herbeyzuschaffen, die jener Ankauf erforderte; alles war, wie er dachte, mit großer Schlauheit und Umsicht eingeleitet, und er

rechnete ſich mit der Leichtigkeit der Fabel vom Milchtopfe die Tonnen Goldes her, die er im Geiſte ſchon in ſeinen Caſſecoffern ſah.

Ein unglückliches Zuſammentreffen, einer von jenen tükiſchen Zufällen, womit das Schickſal der menſchlichen Klugheit ſpotten zu wollen, und mit unſern weiſeſten Planen nichts als ein höhniſches Spiel zu treiben ſcheint, mußte es veranlaſſen, daß ein ehmahliger Commis des Hauſes, den Florheim vor ein Paar Jahren eines bedeutenden Fehlers wegen verabſchiedet hatte, eine Ahnung von dieſer Geſchichte erhielt. Der Menſch, ſeit er aus dem Comtoir entlaſſen war, hatte ſo eine Art von Mäkler und Speculanten gemacht, wie ſie die Zeit haufenweiſe gleich Pilzen hervortreibt, die alle ſchmuzigen Winkel durchſtöbern, und jede Gelegenheit erfaſſen, wo ſich ihnen Gewinn beuth. Bey dieſem geſellte ſich noch die Rachſucht dazu. Er kam, Gott weiß wie? auf die Spur dieſer Unternehmung, er verfolgte ſie, ward immer gewiſſer, nahm ſich aber wohl in Acht, etwas vor der Zeit merken zu laſſen, und ließ Florheim ungewarnt immer tiefer, immer ſicherer, ſich mit unauflöslichen Banden umſtricken. Jetzt, da Alles auf dem Punct war, um für gelungen angeſehen zu werden, und Florheim ſeine

Reichthümer beynahe in Sicherheit glaubte, brach auf einmahl das Unglück aus.

Ein Wagen, welchen man so unverdächtig über die Grenze zu bringen hoffte, wie schon früher fünf ähnliche angekommen und in Florheims Magazinen abgeladen worden waren, wurde ergriffen, und fast in demselben Augenblick, wie jenes Verfahren an der Grenze Statt hatte, erschienen französische Douaniers, von Gensd'armes begleitet, hier im Hause, um die Magazine zu durchsuchen. Es war deutlich, daß hier Verrath im Spiele war. Florheim hatte nur eben so viel Zeit, um nach Erlhof, und von da über die Grenze zu entweichen. Wir konnten uns der Durchsuchung nicht widersetzen. Die Waaren wurden sowohl im Hause, als auf den Wegen, wo sie sich noch unterwegs befanden, ergriffen, und selbst, was zwar gekauft aber ungepackt in Hamburg liegt, soll confiscirt werden. Der Schaden ist ungeheuer. Florheims ganzes Vermögen erliegt ihm, und wollte der Himmel, daß dieß das Schlimmste wäre, was uns bevorsteht! Aber auch seine Freyheit, ja vielleicht sein Leben ist bedroht, wenn man seiner habhaft werden sollte. Die Verkettung der Umstände, aufgefangene Briefe, unbehuthsame Äußerungen erregen den Verdacht, daß er sich mit Englischen Emissärs in geheime Ver-

bindungen eingelaſſen, und Manches zum Schaden unſerer Unterdrücker gethan haben ſoll. Wer, der ein wahrhaft deutſches Herz im Buſen trägt, kann ihm das verargen? Dennoch ſtürzt es vielleicht ihn und ſeine Familie in rettungsloſes Unglück.

Du kannſt denken, wie zerrüttet das ganze Haus iſt. Auf mir liegt die Laſt aller Geſchäfte, aller Verwirrungen und Unannehmlichkeiten, welche die unberufene Einmiſchung unſerer Dränger in das Innerſte unſerer Angelegenheiten mit ſich bringt. Ich muß mit dieſen übermüthigen Peinigern reden, unterhandeln, abwenden, was ſich abwenden läßt. Mein Innerſtes empört ſich, nur mit Anſtrengung halte ich den Ausbruch gerechten Unwillens gegen unſere Tyrannen zurück, und dieſe Qual greift mein Gemüth nicht viel minder an, als die zerrüttete Lage des Hauſes, an das ich mich mit ſo vielen und ſo ſchmerzlichſüßen Banden gebunden fühle.

Dennoch, ſo bitter jene Verhältniſſe ſind, umſtrickt mich noch ein drittes, das in ſeinen wunderbaren Verſchlingungen noch empfindlichere Martern enthält, das mich innerlich zerſplittert, ein Chaos in mir aufregt, und mich über meine eigenen Wünſche und Ausſichten ſo ungewiß macht, daß es Augenblicke gibt, wo ich, keines klaren Gedankens

mehr mächtig, im glühenden Gehirn wie Zuckungen des Wahnsinns fühle. Es ist meine Stellung zu Lucien. In jener furchtbaren Stunde, als der alte Florheim, an Ehre, Glück und Leben verzweifelnd, sich mit der Angst des Schiffbrüchigen an dem letzten Anker der Hoffnung hielt, sprach er mit Lucien über die Nothwendigkeit, sich einem Beschützer und Retter in die Arme zu werfen, er sprach von meiner Liebe zu ihr, er rieth ihr, meine Hand anzunehmen. Mir sagte er dasselbe, als ich eine Stunde darauf nach Erlhof kam, um ihn zur schleunigen Flucht aufzumahnen. Er legte Luciens, seiner Kinder, seines ganzen Hauses Geschick in meine Hand. Es war eine entsetzliche Unterredung; denn Florheim war nicht ergeben, nicht einmahl gefaßt — er war in Verzweiflung. Was Lucie auf seinen Antrag erwiederte, weiß ich nicht. Daß es ein Geheimniß bleiben kann, würde in jeder andern Gelegenheit alle meine Hoffnungen niederschlagen, mich mit Eiseskälte auf ewig von ihr entfernen. Nein! Wenn diese über alles gewünschte und geliebte Hand sich nicht freywillig in meine fügt — ich würde ihr muthig entsagen, und mein unaussprechliches Elend mit stolzem Selbstgefühl ertragen. Durchaus kein Zwang, nicht einmahl Überredung darf einen Theil an ihrem Entschluße haben. Frey muß er aus der

zarten Neigung, aus dem Bewußtſeyn, treu geliebt zu werden, aus der Erkenntniß, daß nur ſolche Liebe dauernd glücklich machen kann, hervorgehn; ſonſt laß uns Jedes ſeinen Weg einſam, aber muthig, gehen!

Ich habe Dir das Alles ruhig, wie es ſcheint, hingeſchrieben. Wie es in mir ſtürmt, ſchildert keine Feder, ſpricht kein Wort aus. Die Lage des Hauſes fordert meine ganze Beſonnenheit; ich habe kaum ſoviel, um zuſammenhängend zu denken. Seit vier Tagen iſt Florheim fort, Lucie krank. Ob ihres Vaters Schickſal, das Unglück ihres Hauſes allein ſie ſo heftig erſchüttert hat? Ob der geäußerte Wunſch ihres Vaters ſie ſo erſchreckt? Wer kann mir das ſagen? Und doch hängt von dieſer Entſcheidung das ganze Wohl oder Weh meiner Zukunft, der ganze Werth meines Daſeyns ab. O nur einen Strahl des Lichts in dieſer Nacht, in der zuletzt noch mein Verſtand untergehen wird! Man ruft mich ab. Leb wohl!

Vier und fünfzigster Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an ihren Vater.

Frankfurt den 12. September 1809.

Es war mein fester Vorsatz, mein erlauchter theurer Vater, schon vor einigen Wochen zu Ihnen, in mein liebes K**, in Ihre Vaterarme wiederzukehren, wo allein von jeher mir so recht wohl war, und aus denen ich mich nie entfernte, ohne mich dafür gestraft zu fühlen. In Paris waren meine Geschäfte, wie meine Lust zu Ende. Sie hatten Ihren Commissionär abgerufen, um ihn in Marseille zu andern Aufträgen zu brauchen. Er verließ Paris mit einer Eile, die mir halb lächerlich, halb ärgerlich schien. Was sollen diese Seltsamkeiten? Wie will ein schöner, genialer junger Mann, dem die große Welt und ihr leichtes sicheres Wirken nie fremd war, uns überreden, der

Aufenthalt in Paris sey ihm widerlich? Da liegt etwas Anderes, zum mindsten eine Falschheit zum Grunde; und falsch — soll der Mensch, der starke, höhere, nie seyn! Mögen schwache Naturen mit diesen gebrechlichen Waffen kämpfen! Die kräftige Seele bedarf ihrer nicht. Und sollte ich Alphons zu den Schwachen rechnen müssen? Beynahe! In K** und zumahl in Lindenhain habe ich ihn nicht so erkannt. Aber das war Blendung des ersten Augenblickes. Das Anziehende der Erscheinung, Ihre allzugütige Meinung von ihm, selbst, daß er krank, niedergeschlagen und einer zarteren Sorge bedürftig schien, mag mich bestochen haben. Ich sah etwas Außerordentliches in ihm. Es ist nicht das erstemahl, daß es mir so erging, wie es, glaube ich, allen besseren Menschen oft ergeht, die ein nie zu verwirklichendes Ideal höherer Menschheit in der gehobenen Brust tragen. Wir suchen es außer uns — ein sehr verzeihlicher Irrthum! — wir schwören in den Jahren hoffnungsreicher Jugend darauf, daß wir's finden müssen. Etwas Ähnliches zeigt uns das Schicksal; wir fahren schnell zu, wir großen Kinder, und meinen, den Regenbogen, da, wo er auf der Erde steht, mit allen seinen brennenden Sonnenfarben leicht zu fassen. Aber der schöne Schein hebt sich vor unsern

Blicken auf, ſteht plötzlich anders wo, und wir greifen in nichtige Luft. Glücklich noch, wenn es ſo geht, und uns nicht die thauende Wolke ſelbſt mit all ihren düſtern Nebeln und bittern Thränen bleibt, daß wir das Leben über der entflohenen Täuſchung verweinen!

Dießmahl hat zum Glück die meinige nicht ſo lange gewährt, daß ihre Flucht mich unglücklich gemacht hätte. Ich habe geirrt; ich nahm das mehr als Alltägliche für Außerordentliches, das nicht Gemeine für Erhabenes. Ein Jahr, der Aufenthalt in Paris, das täglich ungeſtörte Zuſammenſeyn haben mich nach und nach über meinen Irrthum ſanft belehrt. Nicht daß ich den Mann in Ihren Augen, mein theurer Vater, verkleinern wollte — zu den Geſchäften Ihres Hofes iſt er ſo trefflich geeignet, wie vielleicht kein Anderer; ſein gebildeter Geiſt, ſeine ſittlichen Vorzüge machen ihn als Menſchen ſchätzbar, und daß er Ihr Vertrauen und Ihr Wohlwollen erworben hat, bürgt für das nicht Alltägliche ſeiner Verdienſte — aber, was ich an ihm zu finden glaubte, hatte meine Phantaſie in ihn hineingelegt. Die Wahrheit gibt es mir nach einiger Zeit zurück, und er ſteht in ſeiner eigenthümlichen Geſtalt vor mir.

Wie wunderlich, ja wie unbegreiflich iſt ſein

Betragen! Ich schweige von seinem Benehmen gegen mich, und erwähne bloß seines Verfahrens in seinen Dienstverhältnissen. Er sucht unter dem Vorwand zerstörter Gesundheit um zeitliche Enthebung von seinen Geschäften oder wenigstens um Urlaub an, erwartet kaum Ihre allzugütige Erlaubniß, und eilt so sehr sich seinen Verpflichtungen zu entziehen, daß der Curier, der die Depeschen sehr schnell bringt, ihn schon beym Einpacken findet. Dann reiset er fort, sagt Niemand, wohin? und läßt keine Spur, keine Möglichkeit des Auffindens zurück. Heißt das Ihren Dienst ganz und gar aufgeben? Soll es ein Zug von Genialität seyn? Kann er unabhängig ohne Anstellung leben? Und wenn er nicht kann, wo ist, ich will nicht sagen die Klugheit und Consequenz, nur der alltägliche Menschenverstand bey diesem Verfahren?

Doch wozu mich länger bey einer Erscheinung aufhalten, die ich aufs Beste wie einen flüchtigen Traum betrachten muß, der mir einige Stunden lieblich vorgaukelte, und nun durch die Helle des Morgens und ein etwas unsanftes Rütteln entflohen ist. Das ist vorbey. Elmwald ist für mich, und wahrscheinlich auch für unsern Hof todt. Ich

betrachte ihn so, und von Todten muß man nichts als Gutes reden.

Als alle meine Bemühungen, einige Nachricht von Ihrem, Ihnen einst so ergebenen und brauchbaren, Diener einzuziehen, vergebens blieben, und ich mich überzeugt hielt, daß meine längere Anwesenheit in Paris weder Ihren noch meinen Absichten mehr nützlich seyn könne, beschloß ich, in Ihre Vaterarme, an Ihr Vaterherz zurückzufliehen, wo mir wieder wohl seyn, und mein Geist und Körper von vielfachen Erschütterungen ausruhen sollten. Ich kam krank nach Straßburg. Ich fühlte mich so aufgerieben, so angeekelt von Allem! Noch recht schwach, aber ohne bestimmtes Leiden, gelangte ich endlich nach Frankfurt. Die Stadt ist freundlich, belebt. Selbst die Spuren alterthümlich reichsstädtischen Wesens, die Überreste einer kräftig frommen Vorzeit, sprechen mich begütigend an, und das Herrliche, was einst war, und nicht mehr ist, in den Erinnerungen an die ehmahlige Größe des Deutschen Kaiserthums, und sein großartiges Wirken im Gegensatz mit dem, was Deutschland nun zu dulden und zu klagen hat, klingt harmonisch in die elegisch weiche Stimmung meines Gemüthes ein. Mir ward besser, ruhiger in den Mauern der altberühmten Reichsstadt.

Da ließ ſich ein Paar Tage nach meiner Ankunft ein Fremder in meinem Vorzimmer melden, der mir Nachrichten von meiner liebſten Freundinn, unſerer geſchätzten Gräfinn Herminie, zu bringen hätte. Wie ſollte er nicht willkommen ſeyn, der ſo Willkommenes für mich bey ſich hatte! Er ward vorgelaſſen. Es war Chevalier Dumesnard, deſſen Sie ſich noch wohl erinnern werden, als er vor vier Jahren in K** war, um zwiſchen Ihnen und dem Hofe, dem er damahls diente, das Ausgleichungsgeſchäft wegen den Salzquellen bey** zu betreiben. Ich war damahls nicht zu Hauſe; aber ich hatte ihn früher in Maryland kennen gelernt. Dort hatte ſich ein Bild von ihm in meinem Geiſte feſtgeſetzt, das mir in der Stimmung, in welcher ich mich bey ſeinem Wiederſehen in Frankfurt befand, nicht eben erfreulich erſchien. Ich betrog mich auch dießmahl; aber dießmahl hielt die Gegenwart bey weitem mehr, als die Erwartung verſprach. Dumesnard iſt, wenn Sie wollen, das gerade Widerſpiel von Ihrem Elmwald; doch, wie Extreme ſich meiſtens berühren, ſo kann ich auch ſagen, daß dieſe beyden Polaritäten der männlichen Natur auch die gleiche Wirkung auf Andre nicht verfehlen können, ſich

alſogleich bemerklich, und das Studium ihrer ſeltſamen Erſcheinung anziehend zu machen.

So wie Elmwald in ſeiner feinen Geſtalt, mit den dunkeln Zügen und Augen, aus denen ein feuriger, ja heftiger Geiſt ſprühet, mit der reizbaren Beweglichkeit ſeiner Seele das glühende Gefühl ſelbſt in einer leichtdurchſichtigen Verkörperung ſcheint, ſo ſpricht ſich in Dumesnards gehaltenem ruhigen Äußern die Erſcheinung des Verſtandes und deſſen Herrſchaft über ſich ſelbſt und die Welt aus. Dieß beurkundet ſich in der würdigen, mehr vollen als hagern Geſtalt, in den edlen Zügen, aus deren klarem Zuſammenklang Beſonnenheit, Ruhe und Scharfſinn blickt, in dem hellblauen Auge, das ſich in jeden Begegnenden zu ſenken, und ſein Innerſtes mit ſcharfer Auffaſſung zu erkennen ſcheint, in dem feinſten Ton der großen Welt und all ihrer Leichtigkeit und Sicherheit des Taktes.

Sein erſter Anblick muß, wie der Elmwalds, überraſchen, und doch jeder ſo ganz anders, ja entgegengeſetzt. Seltſam! Iſt es doch, als beſtünden wir aus mehreren Naturen, oder hätten mehrere Seelen, die oft einander entgegengeſetzt zu fühlen und zu ſchließen im Stande ſind, und jede bedeutende Erſcheinung rege die Eine oder Andre mächtig auf, indeß die Übrigen daneben in Schlummer

liegen, und nur jene aufgeregte mit unwiderstehlicher Kraft wirkt. Wenn Elmwalds Persönlichkeit mächtig ergreift, zarte Theilnahme fordert, und den Wunsch, ihm gefällig zu werden, sich seinen Ansichten zu fügen, sich ihm mit jeder feinern Regung des Herzens willenlos hinzugeben, erregt; wenn sein tiefes düsteres Gemüth uns unwillkührlich in seine dunkeln Wirbel zieht, und wir den Gluthen seines Gefühls folgen müssen: so fesselt Dumesnards Erscheinung den Geist, belebt jede höhere Fähigkeit, entzündet den Witz, und läßt uns unser Selbst in freyer bequemer Beweglichkeit fühlen. Er entnimmt uns gleichsam den beengenden Schranken, welche Alltäglichkeit und hergebrachte Form um uns ziehen; die Sonderbarkeit seiner Ansichten blendet zuerst, und reizt zum Widerspruch; die Klarheit seines Geistes löst aber diesen bald in heitern Einklang auf, und so fühlen wir uns nach und nach in eine höhere Region gestellt, von wo aus wir das Leben in ganz anderem Lichte betrachten lernen. Er ist erstaunlich gescheidt; ein ausgebreiteter Umgang mit Menschen von allen Ständen, allen Nationen, vielfache Reisen, und ein Verstand, der alle gemachten Erfahrungen zu einem hohen Ganzen zu verarbeiten wußte, machen ihn nicht bloß zu einem Weltmanne, sondern

zu einem Manne der Welt. Dieser gehört er an, nicht Einem Volke, Einer Caste, Einem Glauben; und wenn es einen Kosmopoliten im höhern Sinne gibt, so ist es Dumesnard.

Diesen Mann, mein erlauchter Vater, bringe ich Ihnen nun nächstens; und wenn auch für diesen Augenblick keine diplomatische Angelegenheit, wie damahls, seine Gegenwart bey uns erheischt, so bringt er mir die wenigen Wochen gern zum Opfer, um mein durch so mancherley Widriges aufgescheuchtes Gemüth in seiner wohlthuenden Nähe wieder zur Ruhe zu bringen. Ich habe ihm das nicht eben gesagt; aber er erkannte es, und both sich an, mich zu begleiten. Auch zieht der Wunsch, Herminien, die er seit Langem kennt und schätzt, und mit ihr in stetem Briefwechsel steht, bey uns wieder zu sehen, ihn nach K**. Der Herbst wird sie von ihrem traurig einsamen Landgute, wie ich hoffe, in die Residenz zurückrufen; auch naht sich, wie Dumesnard sagt, die Entscheidung ihres Processes. Ach, lassen Sie mich, theurer Vater, diese Angelegenheit meiner Freundinn, Ihnen, wie meine eigne, ans Herz legen, und geben Sie der Unglücklichen, die eine unselige Verbindung um alle Freuden einer hoffnungsreichen Jugend betrogen hat, durch die ausgesprochene Scheidung mit

einer unabhängigen, wenn auch beschränkten, Existenz die Möglichkeit wieder, noch einmahl zu verkosten, was Zufriedenheit sey!

Es ist mir schon ein Paarmahl der Gedanke durch den Sinn gefahren, ob sich aus ihr und dem Chevalier nicht ein passendes und vergnügtes Paar machen ließe? Lächeln Sie immer über meine Heirathsstifterey! Ich habe mich selbst belächelt. Nein! Den Chevalier, so wie ihn keine Heimath fesselt, darf auch kein häusliches Niederlassen niederheften. Ich kann, ich mag ihn mir nicht als Ehemann denken; und Herminie bedarf eines weicheren nachgebendern Gefährten, als dieser Chevalier nie seyn würde. Aber ein schönes Leben soll uns und Ihnen in unserm Kreise für den nächsten Herbst und vielleicht den Winter aufgehen; denn ich verzweifle nicht an der Möglichkeit, unsern Kosmopoliten wenigstens auf ein halbes Jahr in K** zu halten; und seine freysinnigen Ansichten, seine ausgebreiteten Verbindungen, sein nicht unbedeutender Einfluß auf viele deutsche Höfe, könnten Ihnen vielleicht eben so nützlich werden, als des aufgegebenen Flüchtlings dienstbeflissene Leistungen.

Fünf und fünfzigſter Brief.

Lucie Florheim an Roſalinden.

Erlhof den 13. September 1809.

Es waren drey unendlich trübe und doch ſchöne Tage, die Du, treue bewährte Freundinn, in dieſer bangen Zeit bey mir zubrachteſt. Nimm nochmahl meinen innigſten Dank dafür. Vergelten kann ich Dir dieſe Liebe nicht; aber fühlen kann ich ſie. Sollte ich länger leben, als ich wünſche, und glaube — denn die Stürme des letzten Jahres haben meine Geſundheit ſehr erſchüttert — ſo wird mir vielleicht der Himmel einſt freundlich eine Gelegenheit zuführen, wo ich Dir das warme Gefühl meines Herzens durch Thaten zeigen kann, wie Du mir das deinige bewieſen.

Von meinem Vater wiſſen wir nichts, und dieſe Unwiſſenheit iſt kein kleiner Zuſatz zu unſerm übrigen Jammer. Aus Allem, was wir hören, ſo wi-

derſprechend es oftmahl klingt, ſo wechſelnd Furcht und Hoffnung ſich in unſern Herzen bewegen, geht doch nach und nach die traurige Überzeugung hervor, daß es viel ſchlimmer mit uns ſteht, als wir Anfangs dachten, und der Verluſt unſeres Vermögens nur ein Theil des Unglücks iſt, das über unſern Häuptern ſchwebt. Ich errathe mehr, als man mir aus Schonung ſagen will, daß auch ein ſtarker Verdacht politiſcher Umtriebe auf dem Vater ruht, und daß es ſehr ſchlimm wäre, wenn man ſeinen Aufenthalt entdeckte. O was iſt der Verluſt des Vermögens gegen dieſe Sorge!

Viele Leute rathen uns, daß Eins von uns, oder ein bewährter Freund des Hauſes gerade zu nach Paris gehe, um dort unmittelbar mit den oberſten Behörden, von deren Willkühr ſo manches abhängt, mit Muth und Klügheit zu unterhandeln. Nur ſo, meinen ſie, könne vielleicht die Sache beygelegt, und vielleicht noch ein Theil des Vermögens mit Aufopferung des übrigen gerettet werden. Das ſcheint auch mir ſehr glaublich, und gern würde ich, wenn ſich Jemand fände, der mich begleiten, und an Ort und Stelle meine Schritte leiten wollte, mich zu dieſer, freylich ſehr ſchweren, Reiſe entſchließen. Bin ich auch nur ein Mädchen, ſo fühle ich doch den Muth dazu in meiner Bruſt, für Va-

ter und Geſchwiſter Alles zu wagen. Aber dafür ſind wieder Andere, welche von dem Zorn und der Allmacht unſerer Unterdrücker eine ſo betäubende Vorſtellung haben, daß ſie ſich, einer franzöſiſchen Behörde in ihrem ungerechten Beginnen mit Klugheit zu widerſetzen, oder wohl gar ſich mit ihr in einen Kampf einzulaſſen, für unräthlich, ja für unmöglich halten. Unter dieſen iſt leider auch Neuenbach. Er haßt die Fremden, aber er iſt ſo überzeugt von ihrer Alles bewältigenden Übermacht, daß ein Hervortreten, ein Eingreifen in das Getriebe dieſer Ungerechtigkeiten ihm wie die Handlung eines Unſinnigen erſcheint, der ſich dem im heftigſten Schwung umwälzenden Mühlrade entgegenſtemmen wollte. Das war noch geſtern ſein eigener Ausdruck. Alles, was er wagen zu können glaubt, ſind Verſuche unter der Hand, Anregungen von weitem her, bey denen der Urheber, wenn ſie ja bekannt würden, keiner Verantwortung ausgeſetzt würde. Ich bin nicht ſeiner Meinung. Aber der Vater hat mich ihm als Braut zugeſagt; ich darf meinen Willen dem ſeinigen nicht geradezu entgegenſtellen, und viele von unſern Verwandten, die in der Abweſenheit meines Vaters ein Wort bey unſern Angelegenheiten mitſprechen zu müſſen glauben, hat er von der Richtigkeit ſeiner Anſichten überzeugt. Was

bleibt mir übrig, als mich auch hier zu fügen! Ich habe es im Schwerſten meines Lebens gethan. Seitdem gilt Alles, was geſchehen kann, mir vollkommen gleich, und wenn man in der Verſammlung der Familienglieder meine Vorſchläge als Thorheit, meine Entſchloſſenheit als Tollkühnheit verwirft: ſo habe ich, nachdem ich Alles aufgeopfert, weder Kraft noch Luſt, ferner zu widerſtehen.

Mit Neuenbach habe ich eine Unterredung über unſer neues Verhältniß bis jetzt zu vermeiden geſucht. Die Lage meines Vaters, die Angſt der Tochter dienten mir zum billigen Vorwande, jetzt keine Heirathsangelegenheit zu berühren. Wir haben uns alſo noch nicht gegen einander erklärt. Aber wie lange wird es anſtehn, ſo muß auch das beſprochen werden! Gott gebe mir Kraft dazu!

Du warſt nicht Einer Meinung mit mir, als Du ſchiedeſt; Du meinteſt, ich ſollte offen mit Neuenbach ſprechen, ihm den Zuſtand meines zerſtörten Innern enthüllen, ihm geradezu ſagen, daß ich nun durch meines Vaters ſtürmiſches Eindringen in mich bewogen worden, ein übereiltes Ja zu ſprechen; es ſollte Alles klar zwiſchen uns Beyden ſeyn.

Ich habe ſeitdem Deinen Reden reiflicher nachgeſonnen, und die Gründe, die mich damahls ab-

hielten, Dir beyzustimmen, vor meinem Gewissen vor Gott geprüft. Wenn ich mit Neuenbach offen rede, dann — muß er zurücktreten, und das Opfer, welches ich dem Wunsche meines Vaters brachte, ist vereitelt. O, noch empört sich meine innerste Natur, noch beben alle meine Fibern, wenn ich an den Augenblick denke, wo der alte ehrwürdige Vater todtenbleich mit der Angst der Verzweiflung mir zu Füßen sank! O Rosalinde! Der Vater zu den Füßen der Tochter! Sein angedroheter Fluch hatte mich niedergedonnert, ich war mir meiner kaum mehr bewußt; dennoch war mein Sinn noch nicht gebrochen. Aber als er niedersank — als ich ihn vor mir knieen sah — da riß es mit ungeheurer Gewalt an meinem Herzen. Es war der Riß, der mich von aller Hoffnung auf Glück trennte. Ich willigte ein. Seitdem vegetire ich nur. Aber darf ich thun, was meines Vaters Werk zerstören hieße? — Ich muß ausharren, ich muß vollenden, was ich gelobt. Wirf mir nicht ein, dieses Schweigen sey Unredlichkeit gegen Neuenbach! Braucht es zwischen ihm und mir dürrer Worte, um ihn über die Stellung meines Herzens in's Klare zu setzen? Er kannte meine frühern Verhältnisse, er weiß um die Begebenheiten der letzten Monathe, ihm ist nichts unbekannt. Dennoch nimmt er stillschwei-

gend, weil er ſich nicht erklärt, mein Opfer an, und beredet ſich wohl, es ſey keines, oder er werde es verdienen, meine Wunden würden ſich ausheilen, die Zeit würde die Eindrücke mildern, und wie die Gemeinplätze alle heißen, womit die gewöhnliche Lebensanſicht über Verhältniſſe abſpricht, die ſie zu verſtehn, und folglich zu beurtheilen unfähig iſt. So laß mich thun, was meine Pflicht von mir heiſcht! Gott hat dieſes Schickſal über mich verhängt; ich beuge mich unter ſeiner züchtigenden Hand. Vielleicht verſöhnt die Größe des Opfers, und die Geduld, mit der ich es bringe, den über Alles Heiligen; und ſeine väterliche Langmuth gewährt der ſtillen Bitte des leidenden Kindes die einzige Wohlthat, deren es fähig iſt, und legt es bald in die Arme der vorangegangenen Mutter.

Sechs und fünfzigſter Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

K** den 17. September 1809.

Ich habe einen wichtigen, einen feyerlichen Tag erlebt. Wie ich mir's ſchon ſeit einigen Tagen vorgenommen, habe ich mit Lucien über unſer Verhältniß geſprochen — offen, wahr, redlich. Nie, nie wird ſich das Andenken dieſer Scene aus meiner Seele verlieren. Seit dem 6ten dieſes Monaths, wo der Vater ſich heimlich von hier entfernte, wiſſen wir nichts von ihm; wahrſcheinlich hat er noch kein Mittel gefunden, uns unentdeckt Nachricht von ſeinem Aufenthalt zu geben. Indeſſen mußte hier der gebiethenden Nothwendigkeit gewichen, und eine Menge Veränderungen in dem Haushalte gemacht werden, der von Pracht und Eleganz bis zur Beſchränktheit herabgeſetzt werden ſollte. Dieſe Einrichtungen, denen Lucie trotz ihres Kummers mit unbegreiflicher Faſſung und Klarheit vorſtand, die Ungewißheit über

gend, weil er ſich nicht erklärt, mein Opfer an, und beredet ſich wohl, es ſey keines, oder er werde es verdienen, meine Wunden würden ſich ausheilen, die Zeit würde die Eindrücke mildern, und wie die Gemeinplätze alle heißen, womit die gewöhnliche Lebensanſicht über Verhältniſſe abſpricht, die ſie zu verſtehn, und folglich zu beurtheilen unfähig iſt. So laß mich thun, was meine Pflicht von mir heiſcht! Gott hat dieſes Schickſal über mich verhängt; ich beuge mich unter ſeiner züchtigenden Hand. Vielleicht verſöhnt die Größe des Opfers, und die Geduld, mit der ich es bringe, den über Alles Heiligen; und ſeine väterliche Langmuth gewährt der ſtillen Bitte des leidenden Kindes die einzige Wohlthat, deren es fähig iſt, und legt es bald in die Arme der vorangegangenen Mutter.

Sechs und fünfzigſter Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

K** den 17. September 1809.

Ich habe einen wichtigen, einen feyerlichen Tag erlebt. Wie ich mir's ſchon ſeit einigen Tagen vorgenommen, habe ich mit Lucien über unſer Verhältniß geſprochen — offen, wahr, redlich. Nie, nie wird ſich das Andenken dieſer Scene aus meiner Seele verlieren. Seit dem 6ten dieſes Monaths, wo der Vater ſich heimlich von hier entfernte, wiſſen wir nichts von ihm; wahrſcheinlich hat er noch kein Mittel gefunden, uns unentdeckt Nachricht von ſeinem Aufenthalt zu geben. Indeſſen mußte hier der gebiethenden Nothwendigkeit gewichen, und eine Menge Veränderungen in dem Haushalte gemacht werden, der von Pracht und Eleganz bis zur Beſchränktheit herabgeſetzt werden ſollte. Dieſe Einrichtungen, denen Lucie trotz ihres Kummers mit unbegreiflicher Faſſung und Klarheit vorſtand, die Ungewißheit über

te; ſie hub das geſenkte Haupt empor, und wollte ſprechen —

Ich unterbrach ſie: Laſſen Sie mich ausreden! Ich habe mich vorbereitet, und weiß, was ich zu ſagen habe. Hören Sie mich gütig an! Der Zuſtand Ihres Herzens war mir bis zu einer gewiſſen Epoche bekannt. Seitdem haben Sie mir Ihre Mittheilungen entzogen. Ich muß vermuthen, daß ältere Eindrücke, trotz alles Vorgefallenen, noch ihr Recht behaupten, und darum frage ich Sie — Hier ſtockte der Fluß meiner Rede. Was ich noch geſagt, wie ich es geſagt — Gott weiß es! Genug, der Sinn war, ſie ſolle mir ſagen, ob ſie mir ihre Hand freywillig gäbe, ob ſie hoffen könne, mich einſt, wenn auch nicht jetzt, ſo lieben zu können, als zu einer glücklichen Ehe nothwendig iſt; ſonſt — o Raphael! Wie war mir zu Muthe, als ich das Folgende ausſprach! — ſonſt gäbe ich ihr hier feyerlich das Wort ihres Vaters und ihre Freyheit zurück, und würde deſſen ungeachtet keine meiner Verpflichtungen gegen ihr Haus als aufgehoben anſehn, ſondern alles freudig erfüllen, was zu ihrem und der Ihrigen Wohl gereichen könne.

Ich hatte geendet, und ſtand in banger Erwartung. Ihr Zittern währte fort, ſie hatte beſtändig zur Erde geſehen. Jetzt erhob ſie das Haupt, ich

sah Thränen aus ihren Augen rollen, die sie mit Freundlichkeit, aber tiefer Wehmuth zu mir erhob.

Guter, edler Mensch! sagte sie: Ich verstehe Sie, und ich danke Ihnen diese Großmuth mit tiefem Gefühl. Erlassen Sie mir in diesem Augenblick die Antwort! Ich bin zu bewegt. Haben Sie Nachsicht mit mir! Morgen, Neuenbach, morgen! Mit diesen Worten faltete sie die zarten Hände bittend um meine, hub sie so zu mir empor, sah mir mit den leuchtenden Augen durch Thränen in die Seele, und ich riß sie außer mir an die Brust, drückte einen heißen Kuß, den ersten, mit dem meine Lippen sie je berührt, auf ihren Mund, sie widerstrebte nicht, und ich verließ sie rasch.

Am andern Morgen weckte mich ein Billet von ihr. Hier ist die Abschrift.

Mein theurer Freund!

Haben Sie Dank für die zarte Schonung, mit welcher Sie mich gestern einer, in jenem Momente, unmöglichen Auseinandersetzung überhoben! Ich habe mich gesammelt, eine Nacht ist beruhigend über mich hingegangen, ich habe mich selbst wieder gefunden, wie ich seyn soll, und will. Ja, ich nehme das Anerbiethen Ihrer Hand an. Ich thue es freywillig, ohne irgend einen Zwang, und wie vor Gottes Angesicht. Er wird, ich hoffe, ja, ich weiß es, mir Kraft

geben, alle Pflichten, die jener Entschluß in sich begreift, mit Liebe und Ernst zu erfüllen. Nehmen Sie dieß Wort als ein heiliges Gelöbniß an! Bleiben Sie, wie Sie es bis jetzt mit edelmüthiger Aufopferung waren, der Schützer meiner unglücklichen Geschwister, der Stellvertreter meines noch unglücklichern Vaters, und glauben Sie, daß die heilige Flamme der Dankbarkeit und Freundschaft nie erlöschen wird in dem Herzen

Ihrer

Verlobten Lucie.

Mit stürmendem Entzücken las ich das Blatt zum erstenmahl. Sie war mein, war es freywillig war es gern! Ich drückte meine Lippen darauf, und meine Thränen flossen in seliger Begeisterung. Aber ich las wieder, und wieder; und mein Entzücken sank, meine Thränen stockten. — Was stand denn eigentlich in dem Blatte? Sie gab mir die Hand aus Dankbarkeit und Achtung; sie hoffte, Gott werde ihr die Kraft verleihen, ihre Pflichten gegen mich zu erfüllen. — Also nicht ihr Herz — himmlischer Beystand sollte sie dazu führen?

Ich war ganz unglücklich, und schon entschlossen, hinüber zu eilen, und ihr ihr Wort zurückzugeben. Da trat der Sachwalter des Hauses ein. Mannigfache Geschäfte forderten meine ganze Auf-

merkſamkeit; Stunden vergingen, das aufgeregte Gefühl beruhigte ſich unter ganz heterogenen Einwirkungen, und als ich um zwölf Uhr in mein Zimmer kam, und das theure unſelige Blatt hervorzog, blickten mich die Züge desſelben wieder ganz anders an. Es war nicht das Entzücken des erſten Augenblicks, nicht die Muthloſigkeit des zweyten. Es war eine ruhige Schätzung der Umſtände, ein ſtilles Zufriedenſprechen mit dem, was, anders zu fordern, Unbilligkeit, ja Unſinn wäre.

Bis vor drey Monathen hat ſie ſich noch durch andre Bande für gebunden gehalten, und, wie deutlich auch ſchon damahls der Treubruch des Falſchen ihr vor Augen ſtand, doch hing noch eben ſo wohl ihr Herz als ihr Pflichtgefühl an ihm. Könnte ich nun jetzt eine leidenſchaftliche Liebe von ihr fordern? Wäre eine ſolche ſchnelle Umſtimmung natürlich, ja, wäre ſie nur möglich? Stünde es nicht noch bey ihr, von meiner Entſagung Gebrauch zu machen, und ſich ihre Freyheit zu bewahren? — Sie thut es nicht, ſie nimmt freywillig meine Hand, ſie verſichert mich ihrer Freundſchaft und Dankbarkeit; folglich iſt ihr der Gedanke, in der Verbindung mit mir Glück zu finden, nicht fremd. Das muß mich beruhigen, und es thut es auch.

So ſtellte ſich mir endlich nach reifer Überle-

gung die Sache dar, und als man mich zu Tiſche hinüber rief, vermochte ich es, mit ſtiller freudiger Faſſung, die aber das Glück meines Herzens nicht kund werden ließ, in ihr Zimmer zu treten, wo ſie arbeitend bey den Kindern ſaß. Sie ſtand ſogleich auf, und ging mir entgegen. Ihr Auge ſchien etwas ängſtlich auf meines gerichtet. Ach, der Gedanke, ſie iſt freywillig die deinige, berauſchte mich zu ſehr, als daß ich ihr mit Worten hätte danken können; aber ich zog ihre Hand an meine Lippen, an mein Herz, mein Auge brachte ihr meinen Dank, ſie verſtand mich, und als ich, unbemerkt von den Kindern, nach einer Weile meine Lippen ihrer Wange näherte, hielt ſie ſchweigend dem leiſen Kuße ſtill.

O welche ſüße Beruhigung drang in mein Herz! Ich ſaß dann an ihrer Seite, die Kinder um uns. Schöne Bilder einer ſeligen Zukunft zogen vor mir vorüber. Seitdem bin ich glücklich, wie ein Kind. Lucie iſt immer gleich, ſo freundlich, ſo liebevoll, ſo beglückend! Ja, ſie ſoll auch glücklich werden; mein Leben ſoll keinen andern Zweck haben, als dieſen, und ich fordre das Schickſal und ihren Alphons heraus, ob ſie mehr für ſie thun können, als ich zu leiſten entſchloſſen bin!

Sieben und fünfzigster Brief.

Alphons Elmwald an seinen Bruder.

Paris den 15. September 1809.

Die Überschrift dieses Briefes sagt Dir, wo ich bin, und ich kann denken, daß sie Dich in Erstaunen setzen wird. Um Dich alles Rathens zu überheben, sage ich Dir schnell, was es bedeute, und vielleicht wunderst Du dich dann noch mehr, oder bedauerst den Schwachen, der, einmahl von mächtigen Banden gehalten, auch wenn sie gerissen sind, ihre Spur unvertilgbar in der ergriffenen Seele trägt.

Ich bin in Paris in fremden Angelegenheiten. — Fremd? — Nein, das ist Unwahrheit. Wer einmahl das Schicksal Anderer zu seinem eigenen gemacht hat, kann der sagen, daß er nicht an dem eigenen baue, wenn er für jenes sorgt? Und wahrlich, das thue ich mit dem Eifer, mit welchem ich

einſt meinem eignen Glücke nachſtrebte, als ich noch eins zu erringen hatte.

Der alte Florheim — doch dich werden Zeitungen und Gerüchte von dem Unglücke dieſes Hauſes im allgemeinen unterrichtet haben, und du kennſt die äußern Umriſſe einer Begebenheit, welche in eurer Gegend Aufſehen genug erregt hat. Sein Fall iſt entſchieden, ſeine Freyheit, ja vielleicht ſein Leben in Gefahr, wenn nicht ſchleunig und kräftig am rechten Orte für ihn gehandelt wird. Mein Entſchluß war bald gefaßt, als ein ſonderbarer, vom Himmel geſandter Zufall mich in Genf mit der wahren Lage der Angelegenheiten bekannt machte. Mein letzter Aufenthalt in Paris ſicherte mir bedeutende Verbindungen; ich konnte hoffen, etwas zu Florheims Gunſten zu bewirken. Daß ich Gefahr laufe, wenn ich mich mit Eifer für die Sache eines Geächteten verwende, weiß ich. Schreibe mir nichts darüber! Ich habe mich geprüft, und Alles erwogen. Auf jeden Fall wäre es zu ſpät. Bis mein Brief zu dir, der deine zu mir gelangt, iſt das Entſcheidendſte ſchon geſchehen, und Florheims Sache auf gutem Wege, oder die meine mit ihm verloren.

Doch es lebt ein muthiger Geiſt in mir; er heißt mich auf meine Kraft vertrauen, er heißt

mich hoffen. Gilt das Streben dießmahl doch nicht eigentlich mir, so wird sich auch mein feindseliges Schicksal hier nicht wieder bewähren. Wie es auch gehn mag, es wird Viel gut werden, mein Vorhaben mag gelingen oder nicht. Einmahl noch erhältst du Nachricht von mir. Sag dem Vater bis dahin nichts von dem, was ich dir vertraut! Sein Herz würde die bange Sorge um den Sohn kaum tragen; er ist alt und kränklich. Komme ich glücklich an's Ziel, dann ist es immer Zeit, ihm so viel von dem Geschehenen zu entdecken, als er zu wissen braucht. Geht es schlimm, dann erfährt er seinen Schmerz noch immer früh genug, und warum soll er ihn in ängstlicher Erwartung vorwegnehmen? Leb wohl!

Acht und fünfzigster Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

O..g, den 29. September 1809.

Es ist geschehen. Wir haben uns erklärt. Ich habe Neuenbach freywillig und klar meine Hand zugesagt. Ein Rückschritt ist nicht mehr möglich; und so ist das Opfer erfüllt. Als ein edler, feinfühlender Mensch hat er mir das Wort meines Vaters zurück gegeben, jenem Versprechen entsagt, und mir in einem Augenblick, der zu heilig, in einem Ton, der zu wahr war, um Zweifeln Raum zu geben, betheuert, daß er bereit sey, alles, was er bisher für unser Haus gethan, eben so fortzusetzen, ich möchte nun die Seinige werden, oder nicht. Konnte ich nun anders, als üben, was ich mir längst auch unter minder günstigen Umständen zu üben gelobt hatte — die Verpflichtung, die mir mein [illegible] in jener entsetzlichen Stunde auferlegt, durch

freywilligen Entſchluß zu adeln, und das Opfer des Zwangs zu einem des ſtarken Willens zu machen?

Die Stunde war ernſt, aber nicht ohne erhebende Schönheit. Neuenbach benahm ſich edel, er ſchonte meiner. Das werde ich ihm nie vergeſſen. Mein Dank, das habe ich ihm geſchrieben, wird nur mit meinem Leben erlöſchen; und dieß Gefühl genügt ihm. Ich muß jetzt nur Gott um die Kraft bitten, die ſchweren Pflichten, welche ein ohne Liebe eingegangener Eheſtand auferlegt, mit Ernſt und ſo viel Anmuth zu erfüllen, daß Neuenbach nicht ganz vermiſſe, was ich zu geben einmahl nicht im Stande bin. Ich habe redlich an ihm gehandelt. Er weiß, was er zu wiſſen braucht; das Übrige muß ich Gott anheim ſtellen.

Den Abend, wo er mir ſeine Erklärung machte, war ich unausſprechlich beklommen, und unfähig zu antworten. Die Nacht darauf, die ich im heißen Gebeth um Stärke durchwachte, gab mir Ruhe. Am Morgen konnte ich ihm verbindlich, und doch wahr, antworten. Als das Billet fort war, machte ich mir von Neuem Bedenken. Ich fürchtete, von dem Beſtreben, nicht unwahr zu ſeyn, verleitet, zu kühl geſchrieben zu haben, und hatte wieder in ihm geirrt; denn er nahm es anders. Schonend, milde legte er alles zu unſerem bey-

derseitigen Besten aus. Er war zufriedener mit dem Billet, als ich, zufriedener, als mancher Andere an seiner Stelle gewesen wäre. Gott lenke Alles zum Besten!

Nun stehen wir seitdem äußerlich durch diese künftige Verbindung einander sehr nahe gerückt. — Von Innen? — O Gott! Ich fühle es schmerzlich — wie fern!

Neuenbach versteht mich nicht. Ich kann mich in seine Art zu empfinden nicht hineindenken. Es ist vielleicht unrecht von mir, nur Einen Maßstab für edle Persönlichkeit in meiner Brust zu tragen, und überall über Mangel zu klagen, wo er zu groß ist, es ist vielleicht sündlich in der Stellung, in welcher ich mich jetzt zu Neuenbach befinde; es ist heimlicher Ungehorsam gegen den Willen meines unglücklichen Vaters. Ich erkenne es. Reuig schlage ich an mein rebellisches Herz; ich will es zähmen, will die verführerischen Erinnerungen zurückdrängen, die gerade jetzt in mir erwachen, ich will keine bittern Vergleichungen anstellen — ach, und ich fühle in jedem Augenblick meine Schwäche!

Wenn ich nur die Scenen der beyderseitigen Erklärungen überdenke, die mit Neuenbach, und jene am Sarge des armen Philipp, wo ein entscheidender Moment das lang zurückgehaltene Geständ-

niß gewaltsam aus unsern beyden Herzen riß! Wie ich ihn dastehen sah, verloren in seinen Schmerz, das dunkle, von Thränen umflorte Auge im Gefühl seines Unglückes auf den Todten gerichtet, wie er sich dann erhob, die glühenden Blicke auf mich heftete, eine Unendlichkeit von Gefühlen und Gedanken aus diesen Augen auf mich eindrang, er mir die Hand both, mich dann an seine Brust riß, die Welt aus unsern Augen schwand, und der Bund der Geister auf ewig geschlossen war! — Auf ewig? Elende Anmaßung! Er ist zerrissen — Alphons selbst hat es gethan!

Ich fühle allen Jammer, der in dieser Betrachtung liegt. Die Vernunft sagt mir: Das war das Ende der Leidenschaft — hier ist besonnene Wahl, hier wird Ausdauer seyn. So spricht die kalte Lehrerinn; aber mein Herz empört sich, und jene wohl überlegte vorbereitete Erklärung fällt widrig, tödtend in mein heißes Gefühl.

Laß mich abbrechen! Das führt zu weit. Leb wohl!

Neun und fünfzigster Brief.

Eduard von Neuenbach an Raphael.

O..g den 10. October 1809.

Seit gestern halte ich ein Blatt in der Hand, dessen Inhalt, wie die Quelle, aus der es floß, so überraschend, so wunderbar ist, daß ich noch bis jetzt zu keiner klaren Ansicht von den Triebfedern, die es veranlaßt, und noch weniger zu einem Entschlusse wegen der Forderung, die es an mich stellt, gekommen bin. Dennoch muß dieser zwischen heut und morgen unausbleiblich gefaßt, und dann schnell so — oder so gehandelt werden.

Elmwald hat mir aus Paris geschrieben. Du staunst? Ja, eben der Elmwald, welcher so lange und so grausam auf Luciens Geschick eingewirkt hat. Weiß Gott, durch welchen Zufall er von dem Unglück unsers Hauses Nachricht bekam, ob er schon in Paris gewesen, als ihn diese Kunde erreichte,

oder ob er erst um dessentwillen hingereiset ist! Sein Brief gibt darüber keine Aufschlüsse. Er berichtet mir bloß, daß er es nöthig gefunden habe, an den gehörigen Orten wirksame Unterhandlungen anzuknüpfen; er theilt mir Ansichten und Plane mit, die ich nicht anders als billigen kann, und die freylich unsere gesunkenen Hoffnungen wieder mächtig zu beleben geeignet wären. Er baut mit großer Zuversicht auf diese Maßregeln, welche auch mir einleuchten. Es ist alles verständig, mit klarer Einsicht in die Lage der Dinge und die Verhältnisse der wirkenden Personen berechnet; auch hat er schon Vieles vorgearbeitet. Aber er bedarf jetzt auch eines Eingreifens von unserer Seite, und wendet sich an mich. Ich soll, versehen mit allen nöthigen Papieren, Behelfen, Zeugnissen und Geldern, zu ihm nach Paris eilen; er will mir dort seine fernern Entwürfe, die sich einem Briefe nicht anvertrauen lassen, mittheilen, kurz, er fordert mich auf, zu kommen, und gleichsam die letzte Hand an sein, mit gutem Erfolg begonnenes, Werk zu legen.

Was soll das Alles? Was will er vollends mit der dringenden Forderung, die er zur unerläßlichen Bedingung seines fernern Mitwirkens zu machen scheint, daß ich Niemanden weder in noch au-

ßer dem Florheim'schen Hause ein Wort von diesem Briefe, von seinen Plapen sage? Für die Familie soll alles Geheimniß bleiben. Ich soll allein kommen, und sie nichts anders wissen lassen, als daß meine eigene Überzeugung mich zu dem Entschluß, nach Paris zu gehen, und dort für Florheim zu wirken, gebracht habe. Man soll alles als meinen Betrieb, mein Werk ansehen, und Elmwalds nie und auf keine Weise gedacht werden; sonst — so endigt der sonderbare Brief — müßte er seine Hand sogleich abziehen, und sich von aller Theilnahme lossagen.

Er droht also, der wunderliche Mensch! Es spricht aus dem ganzen Brief, so artig er dem Wortausdruck nach abgefaßt ist, ein Ton des Stolzes, des Befehls, möchte ich sagen, der mir große Lust erregte, Alles, was er übrigens enthält, in den Wind zu schlagen, wenn nicht auf der andern Seite, was er schon geleistet, und wovon er unzweifelhafte Proben mitgesendet, so wie das, was er noch zu leisten gesonnen ist, mir wie eine Bothschaft vom Himmel erscheinen müßte.

So sollten wir diesem Wortbrüchigen unsere Rettung verdanken? So sollte das Beste, was wir wünschen können, uns von solcher Hand kommen? Es empört mich in der Seele; und wahrlich,

wüßte ich einen Ausweg zwischen der Rettung, die uns auf diese Art gebothen wird, und dem Untergang, der uns bevorsteht — ich würde ihn schnell ergreifen.

Ich habe mich seit gestern müde gesonnen über die Veranlassung, die dieser Mensch zu diesem Schritte gehabt haben kann! Sieht er ein, wie grausam, wie rechtlos er an dem edelsten Mädchen gehandelt, und will er um den Vater verdienen, was er an der Tochter verschuldet? Will er gut machen, wenigstens zum Theil, was er gesündigt? Ich ehre diesen Willen, wenn es der seine ist, wie ich soll; ich sehe darin nur einen Beleg dessen, was ich immer dachte: es müsse manches Edle in seinem Character liegen, da sonst ein Engel, gleich Lucien, ihn nicht so heiß lieben, sich so lange über ihn hätte täuschen können, wenn er auch der Phönix nicht ist, den ihre Liebe sich aus ihm bildete.

Nun tritt aber noch eine Bedenklichkeit ein, die es schwer macht, Elmwalds seltsamen Wunsch der Verschwiegenheit zu erfüllen. Eine Reise nach Paris, um dort für ihren Vater zu unterhandeln, war ein Plan, der gleich vom Anfang in Luciens schwärmerischem Geiste entstand. Sie trug ihn mir, sie trug ihn mehreren Gliedern der Familie vor. Das Feuer, mit dem sie sprach, die rührende Beredsam-

Acht und fünfzigster Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

O..g, den 29. September 1809.

Es ist geschehen. Wir haben uns erklärt. Ich habe Neuenbach freywillig und klar meine Hand zugesagt. Ein Rückschritt ist nicht mehr möglich; und so ist das Opfer erfüllt. Als ein edler, feinfühlender Mensch hat er mir das Wort meines Vaters zurück gegeben, jenem Versprechen entsagt, und mir in einem Augenblick, der zu heilig, in einem Ton, der zu wahr war, um Zweifeln Raum zu geben, betheuert, daß er bereit sey, alles, was er bisher für unser Haus gethan, eben so fortzusetzen, ich möchte nun die Seinige werden, oder nicht. Konnte ich nun anders, als üben, was ich mir längst auch unter minder günstigen Umständen zu üben gelobt hatte — die Verpflichtung, die mir mein Vater in jener entsetzlichen Stunde auferlegt, durch

freywilligen Entſchluß zu adeln, und das Opfer des Zwangs zu einem des ſtarken Willens zu machen?

Die Stunde war ernſt, aber nicht ohne erhebende Schönheit. Neuenbach benahm ſich edel, er ſchonte meiner. Das werde ich ihm nie vergeſſen. Mein Dank, das habe ich ihm geſchrieben, wird nur mit meinem Leben erlöſchen; und dieß Gefühl genügt ihm. Ich muß jetzt nur Gott um die Kraft bitten, die ſchweren Pflichten, welche ein ohne Liebe eingegangener Eheſtand auferlegt, mit Ernſt und ſo viel Anmuth zu erfüllen, daß Neuenbach nicht ganz vermiſſe, was ich zu geben einmahl nicht im Stande bin. Ich habe redlich an ihm gehandelt. Er weiß, was er zu wiſſen braucht; das Übrige muß ich Gott anheim ſtellen.

Den Abend, wo er mir ſeine Erklärung machte, war ich unausſprechlich beklommen, und unfähig zu antworten. Die Nacht darauf, die ich im heißen Gebeth um Stärke durchwachte, gab mir Ruhe. Am Morgen konnte ich ihm verbindlich, und doch wahr, antworten. Als das Billet fort war, machte ich mir von Neuem Bedenken. Ich fürchtete, von dem Beſtreben, nicht unwahr zu ſeyn, verleitet, zu kühl geſchrieben zu haben, und hatte wieder in ihm geirrt; denn er nahm es anders. Schonend, milde legte er alles zu unſerem bey-

ich, er ahnet etwas. Sein richtiger Takt, sein Scharfblick mögen ihm gezeigt haben, daß in meinem Innern etwas vorgeht, was sich ihm verbergen will. Leise und doch sicher rührt er an mein verschlossenes Herz. Werde ich klug und fest genug seyn, seine unruhige Bewegung diesen durchdringenden Blicken zu entziehn? Verlieren will ich ihn nicht; auch würde ich mich schämen, so wankelmüthig vor ihm da zu stehn. Und weiß ich denn wohl, ob und wie ich Alphons wiederfinden werde? Ich muß sehr auf meiner Huth seyn; es gilt hier dem Scharfsichtigsten zu entgehn, den Listigsten zu überlisten. Leb wohl!

Ein und ſechzigſter Brief.

Chevalier Dumesnard an Gräfinn Herminie von S**.

Frankfurt den 14. October 1809.

Sobald Sie, meine liebenswürdige Freundinn, dieſen Brief, welchen eine Staffette bringt, erhalten haben, ſeyn Sie ſo gütig, das Paket mit Elmwalds aufgefangenen Briefen an ſeine ehmahlige, und vielleicht noch jetzt geliebte Lucie Florheim nach O..g zu ſenden! Es iſt höchſt nothwendig. Dieſe Funken, zu gehöriger Zeit in das noch immer zärtlich glimmende Herz der verlaſſenen Dido geworfen, werden nicht ermangeln, eine Feuersbrunſt zu entzünden, welche vorerſt die trennende Scheidewand ihrer Heirath mit Neuenbach verzehren, und dann, in heller Lohe hinüber leuchtend bis an die Ufer der Seine, dem liebverlornen Ritter, der dort ein gefährliches Abenteuer für die

Dame seines Herzens besteht, den Weg zu ihr zeigen soll.

Elmwald hat sich plötzlich wieder gefunden, und Alexandrine ist wie durch einen Zauberschlag verwandelt. Das Lustigste bey der Sache ist, daß sie meint, ich wüßte nichts, oder ahnete nur eben Etwas, während ihre leichtbewegliche Seele mit allen ihren Hoffnungen und Planen so klar vor mir liegt, wie eine geographische Karte, auf der sich jeder Gegenstand nach Lage und Verhältniß genau nachweisen läßt. Daß der Flüchtling sich gezeigt, wußte ich eher, als sie, und konnte nun recht mit Muße beobachten, welche Veränderungen diese Neuigkeit auch in ihr hervorbringen würde. Bey unsrer nächsten Zusammenkunft war die Verwandlung schon geschehen; sie leuchtete mir hell aus jedem Zug, jedem Blick, ja ich kann sagen, aus dem Ton ihrer Stimme entgegen. Wie gesagt, sie war verwandelt — und sie wähnt mich zu täuschen?

Ich lasse ihr diese Freude, denn sie ist unschuldig; aber jene zweyte nicht, auf die ich sie mit geheimer Rastlosigkeit hinstreben sehe, mich dem wiedergefundenen Geliebten zu opfern. Geopfert wird Dumesnard nicht. Er kann zurücktreten, verlassen, hinwerfen, wenn Sie wollen, aber seine Persönlichkeit nie in der leidenden Bedeutung ab-

wandeln lassen. Nicht, als ob ich kindisch genug wäre, Alexandrinen für etwas mehr, als ein angenehmes Mittel zu allerley Zwecken zu betrachten! Gegen Sie, meine schöne Freundinn, brauche ich jenen Theil meines Selbsts, den man mit dem unbestimmten Nahmen Herz belegt, nicht in Schutz zu nehmen. Sie haben an der Existenz desselben oft zu zweifeln versichert. Vielleicht auch bin ich bey der Austheilung dieses Gutes zu kurz gekommen, wie der Dichter nach Schiller bey der Austheilung der Erde. Wird mir aber, wie jenem, dafür die Entschädigung, an Jovis Tisch schwelgen, die Herrlichkeiten der Welt mit ihren Besitzern genießen zu dürfen, so meine ich, ich dürfe mich eben nicht für übervortheilt halten. Auf keinen Fall werden Sie mich bey meinen künftigen Schritten, das weiß ich, eines depit amoureux bezüchtigen; aber ich werde es nicht dulden, daß Alexandrine den aufgegebenen Liebeshandel wieder beginne, und die Welt mich für einen Nothbehelf halte, der ihr so lang zum Zeitvertreib gedient, bis sich der wahre Besitzer und Beherrscher dieses kleinen leidenschaftlichen Herzens wieder gefunden, um sein altes Reich nach Bequemlichkeit in Besitz zu nehmen.

Sie hat mit List und Tücke das arme verliebte Pärchen getrennt. Nun trage sie die Strafe dieses

Unrechts, und die Werkzeuge, die ihr dienten, jenen Zweck zu erreichen, sollen sich in die Mittel verkehren, sie dießmahl auf immer davon zu entfernen! So rächt sich jede schlimme That am sichersten durch sich selbst.

Daß ich auf Ihre Mitwirkung, so wie auf Ihre Verschwiegenheit bauen darf, meine schöne Freundinn, weiß ich. Es gilt ja Alexandrinens Wohl; denn in jener Verbindung blühte und blüht ihr einmahl kein Glück. Wir leisten ihr also einen Dienst, wenn gleich wider ihren Willen, wenn wir sie von thörichten Schritten abhalten.

Zwey und ſechzigſter Brief.

Lucie Florheim an Roſalinden.

O..g den 20. October 1809.

Nein! Es iſt unmöglich! Ich kann Neuenbach meine Hand nicht geben. Es wäre Treubruch, Hochverrath an Alphons, an Neuenbach ſelbſt. Seit geſtern tobt ein Aufruhr in meiner Bruſt. Lies das beygeſchloßne Billet, und urtheile von meiner Stimmung! Die Briefe, welche es begleitete, ſind ſeitdem meine einzige Beſchäftigung, mein einziger Gedanke. O Alphons! Wie ſtrafbar mußte ich Dir erſcheinen! Doch nein, Du kannſt mich nicht anklagen. Ich war getäuſcht, wie Du. Ein hölliſches Gewebe von Trug und Bosheit hielt uns Beyde umſponnen. Er war treu, er iſt es noch — und ich an einen Andern verlobt!

Abschrift des Billets.

Ein Zufall, dessen Erörterung Sie, mein verehrtes Fräulein, schwerlich interessiren kann, brachte vor einigen Tagen diese Briefe, welche durch mir unbekannte Ereignisse auf der Post oder anders wo zurückgehalten worden, in meine Hand. Eine, wie wohl entfernte, Bekanntschaft mit Ihrem Hause, und die Hochachtung welche Ihre Eigenschaften Jedem, der Sie zu kennen die Ehre hat, einflössen, erregten in mir den Wunsch, dieses — vielleicht kostbare Pfand in Ihre Hände kommen zu lassen. Nehmen Sie es an als Ihr Eigenthum, und zugleich als einen Beweis der Verehrung eines

Unbekannten.

Das war der Zettel, der um ein Päckchen von mehr als zehn Briefen, mit Aufschriften an mich, geschlagen war, in welchen ich mit Freude und Entsetzen Alphonsens Hand erkannte. Es waren seine Briefe aus Paris an mich. Er hatte mir so oft geschrieben, und keine Antwort erhalten. Darüber klagen alle seine spätern Briefe; und sein letzter, den ich durch einen eben so unerklärlichen Zufall allein erhielt, und in welchem er sich von mir lossagt, war nichts als eine natürliche Folge meiner unverzeihlichen Kälte! Wie diese Begebenheit zu-

sammenhängt, wo diese Briefe bis jetzt gewesen, die ich uneröffnet zurück bekam, wer an meiner Statt die Recepissen unterschrieben, von deren Empfang Alphons in jenem unseligen Blatt deutlich spricht, ist unerklärlich! Ein dunkler Schleyer liegt über dem Geheimniß der Bosheit und Hinterlist; aber wir waren die Opfer davon.

Welch ein Ton herrscht in diesen Briefen! Welche innige Liebe, welches zarte Gefühl und welche Selbstbeherrschung athmen sogar seine Vorwürfe, seine Klagen über mein Stillschweigen, seine Zweifel an meiner Treue, seine Furcht vor Neuenbach. Er findet es so begreiflich, so verzeihlich, wenn ich, bey der Ungewißheit unserer Aussichten, diesen Anträgen, die mir eine ruhige und sehr angenehme Existenz zusichern, und den Wünschen meines Vaters Gehör gäbe! Er geht so weit, mich zu versichern, daß er nur mit dem höchsten Schmerz, aber ohne Bitterkeit, mich diesen Schritt thun sehn würde. Rosalinde! Er fühlt nicht, was Er ist, und was Neuenbach! Er allein hat keine Augen für seine Vorzüge.

Nein! Ich kann mein Wort nicht halten; mein Vater, Neuenbach können es nicht fordern. Jener Schwur an Philipps Sarg ist älter, er wurde nur einseitig, und nur aus unüberwindlichem Irrthum

gelöst. Darum ist er für mich bestehend, ich bin verpflichtet, ihn in seiner vollen Kraft zu halten, und ich würde meineidig werden, wenn ich ihn bräche.

Neuenbach ist seit acht Tagen fort. Ein Brief eines unsrer Handelsfreunde, der ihm von der Stellung unserer Angelegenheit in Paris selbst Nachricht gab, und ihn aufforderte, hinzureisen, weil nur dort etwas Hinreichendes zu bewirken ist, hat ihn endlich vermocht, diesen Schritt zu thun, den schon mein Vater gewünscht und ich ihm dringend empfohlen hatte. Ach, Alphons hätte so lange nicht gewartet! Ihn würde es gedrängt haben, zu handeln, zu opfern, sich selbst auszusetzen, wenn es nöthig war. Ich werde Neuenbach schreiben, ich werde ihm die Geschichte jener Briefe, und die unvermeidliche Änderung, die sie in unsrer Lage hervorbringen müssen, melden. Meine ganze Stellung ist verändert, alle Gründe, die mich bestimmen konnten, haben aufgehört. Es ist nicht möglich, ich kann die Seinige nicht werden!

Drey und sechzigster Brief.

Gräfinn Herminie von S** an Chevalier Dumesnard.

den 26. October 1809.

Ihr Wunsch ist erfüllt. Das Paket Briefe ist in der gehörigen Hand. Ich schließe hier den Empfangsschein bey, der wohl von dem Mädchen jetzt selber unterzeichnet seyn muß, seit keine geschickte Hand mehr in der Nähe ist, um ihre Schriftzüge nachzuahmen. Auch sollen Sie mich loben, wie treu und geschicklich mir Ihren einst im Scherz gegebenen Unterricht zu Nutze gemacht, und die Briefe wieder so täuschend in ihre Umschläge zu verwahren gewußt habe, daß das gute Kind, das gewiß in der Überraschung des Schmerzes und der Freude nicht daran gedacht hat, allzugenaue Untersuchungen anzustellen, auf keinen Verdacht gekommen seyn kann.

Nun, da die Sachen ohne mein Zuthun auf dieſen Punct gediehen ſind, geſtehe ich Ihnen, lieber Chevalier, daß ich recht froh darüber bin; denn die armen Getrennten dauerten mich, und beſonders dieſer Elmwald — ſehen Sie nicht düſter, wenn ich Ihren Rival lobe! — zeigte ſich mir von jeher aus Alexandrinens Briefen, aus ſeinen eigenen, wie aus Ihren Schilderungen, als eine in unſerer Welt ſo ſeltene Erſcheinung, daß es mir lieb ſeyn ſoll, wenn er auf ſeine Art glücklich wird.

Und wirklich, Alexandrinen geſchieht ein Gefallen dadurch, wenn wir ſie vor dieſer neuen Umſtrickung, die ihr nur Qualen bereitet, bewahren können. Ich bin auch nicht unthätig geweſen. Gleich nach Empfang Ihrer Staffette verließ ich mein einſames Landgut, auf welchem ohnehin im vorgerückten Herbſte meiner keine beſondern Freuden mehr warteten, da ſelbſt der Sommer ſie mir nur ſpärlich biethet, und erſchien in der Reſidenz. Hier erwartete der ganze Hof, und beſonders der alte Herzog, mit Ungeduld Alexandrinens Ankunft, die nach der Abweſenheit faſt eines ganzen Jahres wieder langentwohnte Freude und Leben in das etwas förmlich ſteife Getriebe bringen, und die eingerofteten Gemüther durch Abwechslung und geiſtige Thätigkeit wieder in ein angenehmeres Spiel ſetzen

ſollte. Ich wüßte dieſe gelegne Stimmung wohl zu benützen, und gehörig zu verſtärken. Sie wiſſen, der Herzog war mir immer ein wenig gewogen. Alexandrine hat ihm vor der Reiſe meine Sache noch einmahl dringend empfohlen. Der alte Herr empfing mich ſehr gnädig, und ich vergalt Dienſt mit Gegendienſt, indem ich ſeine Sehnſucht nach der geliebten Tochter, und ſeinen Wunſch, ſie wieder zu ſehen, ſo lebhaft zu erregen wußte, daß ſogleich ein ziemlich entſcheidender Brief nach Frankfurt abgehn wird, wenn es nicht geſchehen, um unſre Reiſenden, die ſich in der alten Reichsſtadt allzuwohl zu gefallen ſcheinen, nach K.. zu beſcheiden.

Alexandrine wird zwar von dem Dienſte, den ich ihr hiermit geleiſtet, nichts erfahren; auch möchte ſie mir's für dieſen Augenblick, wo in dem goldnen Lockenköpfchen ganz andre Projecte ſpucken mögen, wenig danken. Einſt wird ſie aber einſehn, daß wir beſſer für ſie geſorgt haben, als ſie ſelbſt.

Und ſo zähle ich denn, lieber Chevalier, bald auf das Vergnügen, Sie wieder zu ſehn, und auf einige ſehr ſchöne Wintermonathe; denn ſo bald wollen wir den flüchtigen Zugvogel, wenn wir ihn erſt haben, nicht entwiſchen laſſen. Viel-

leicht beſchneidet ihm, ſo ſehr er ſich zu ſträuben ſcheint, Amor doch ein wenig die Flügel; denn man ſagt, der kleine Gott ſey eiferſüchtig, und wolle nur allein das Vorrecht haben, zu flattern, dieß aber einem ernſten Diplomatiker nicht auch geſtatten.

Vier und ſechzigſter Brief.

Lucie Florheim an Roſalinden.

O..g den 27. October 1809.

Mein neulicher Brief, Du theure Schweſter meiner Seele, mag wohl ein Bißchen wahnſinnig geklungen haben, und frevelhaft obendrein. Ich habe ſeit dem ſtrenges Gericht über mich gehalten, mich meiner leidenſchaftlichen Hitze geſchämt, und — nicht an Neuenbach geſchrieben. Das war die erſte Sühne, die ich dem Himmel und meinem Vater für jene pflichtwidrigen Vorſätze ſchuldig war.

Ja, die Gewohnheit der Leiden, und die Nothwendigkeit, ſich über Andere zu vergeſſen, geben dem Menſchen doch viele Kraft über ſich ſelbſt, und was dieſe nicht vermögen, erſetzt ein kindlich heißes Gebeth. Ich habe den Aufruhr meines Gemüths niedergekämpft, ich habe mich ſelbſt, meine Zuverſicht, und was ich der Pflicht ſchuldig war, wiedergefunden.

Keineswegs kann die Gewißheit, daß Alphons mich unveränderlich geliebt, und nur unerklärbare Ränke ihn in meinen Augen strafbar scheinen machten, indeß sein großes Herz fest in den alten Banden hielt — keineswegs darf diese Überzeugung meine Pflicht aufheben, den deutlich ausgesprochenen Willen meines Vaters zu vollziehen. Würde ich unter gleichen Umständen mich nicht auch, als noch ein heiliger Schwur mich band, unterworfen, von Alphons die Lösung jenes Bundes gefordert, und — o sein schönes Herz weiß, was Kindespflicht ist! — erhalten haben? Ja, ich hoffe zu Gott, ich würde es vermocht haben, wenn ich gleich wie jetzt gefühlt hätte, daß die innersten Fäden meines Lebens reißen mußten.

So steht Alles, wie es war, meines Vaters harte gebiethende Noth, meine Verpflichtung, und die schwere Aufgabe, den guten Neuenbach nie ahnen zu lassen, was mein Entschluß mich gekostet. Frey bin ich ja, bin von Alphons selbst losgegeben, wiewohl aus irriger Voraussetzung. Für ihn ist es dasselbe, für mich muß es dasselbe bleiben.

Und Rosalinde! Laß mich aufrichtig seyn! Habe ich denn durch diese Umstaltung der Verhältnisse nicht auch wirklich gewonnen? O, der rühme sich nicht, wahrhaft geliebt zu haben, dem das Bild

des Geliebten nicht das Theuerſte, Heiligſte auf Erden iſt, der an deſſen Reinheit und Verklärung ſich nicht in den ſchwerſten Stunden aufrichten, bey ihm in Trennung, Gefahr, ja im Tode Troſt finden kann. Mir war dieß himmliſche Licht auf eine Zeitlang getrübt. Das war im Grunde das Schmerzlichſte meiner Prüfung, daß ſein Ideal mir verloren gegangen war, und ich gar nichts hatte, woran mein zitterndes Herz ſich halten konnte! — Nun habe ich es wieder. Gottes Vatermilde hat die Seufzer meines gebrochenen Herzens gehört, er hat ihn mir wiedergegeben — nicht ſo, wie wir auf Erden dieß Wiedergeben meinen — aber für die Ewigkeit, für ein beſſeres Seyn, dem ich ja ſichtbar entgegenreife. Hell und himmliſch ſteht er vor mir, ich ſehe ihn wieder, wie er war, und noch iſt, dieſen unausſprechlichen Ausdruck der Blicke, dieſe edlen düſtern Züge; ich höre ſeine Stimme mich mit Tönen der Liebe rufen, ich ſehe ihn bald mit hohem Ernſt von würdigen Gegenſtänden feurig ſprechen, bald wie ein fröhliches Kind in ſchöner Argloſigkeit ſich heiterem Frohſinn überlaſſen. So ſteht er vor mir, ganz wie in den ſeligen Zeiten unſers Beyſammenſeyns, und ich trete hin vor die geliebte Erſcheinung, und ſchwöre ihr nochmahls für jene Welt ewige Treue. Hiernieden muß ich eine Weile eines

Andern seyn. Aber beruhige dich, Alphons! Es währt nicht lange. Unser Bund war nicht von dieser Welt; er ist auch nicht für sie. Dort kommt dir deine Lucie entgegen, nachdem sie dich, wie Yoricks Maria ihren unglücklichen zurückgelassenen Freund, noch einige ängstliche Bewegungen im schweren Erdentraume hat machen sehen, und empfängt dich in den Auen des Friedens, wo unsere Liebe ihre Heimath findet!

Den 30. October.

Wo er wohl seyn mag? Ob er noch lebt? Seit ein Paar Tagen geht diese Frage oft durch meinen Sinn. Als ich mich neulich recht müde geweint hatte, ward mir so leicht. Ein Vorgeschmack himmlischer Ruhe senkte sich auf mich nieder — und ich sah Alphons, wie in einer Art Vision, so deutlich und hell vor mir. Es regte sich eine süße bange Ahnung in meinem Herzen: Wenn er todt wäre, wenn seine Seele sich der befreundeten Seele gezeigt hätte! O daß es so wäre, er mir vorangegangen, und ihm so alle Leiden erspart wären! Glaubst Du wohl, daß ich mich freuen konnte? Ich dachte wie Klopstocks Selma:

Selmar! Ich sterbe vor dir — den Schmerz soll Selmar nicht fühlen,
Daß er sterben mich sieht — —

Ja, meine Liebe ist rein, von allem Irdischen frey. Selbst Neuenbach darf ihr nicht zürnen; er hat nichts von ihr zu fürchten.

Er hat aus Paris geschrieben. Sein Brief gab uns viel Trost. Er hat meines Vaters Angelegenheit bey Weitem nicht in so schlimmen Zustande gefunden, als er selbst und wir alle mit ihm geglaubt, ja er hofft nicht allein, was das Schicksal seiner Person, sondern auch, was das Vermögen betrifft, viel Gutes. Es soll ein bedeutender Theil desselben erhalten werden können. Gott gebe seinen Segen dazu! — Wird uns der Vater, den Geschwistern das Erbtheil erhalten; dann ist doch rings umher vieles gut geworden; und wie es in mir ist — das sollen mit Gottes Hülfe nur Er und Du wissen.

Fünf und ſechzigſter Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

Paris den 5. November 1809.

Wie wunderbar, mein Raphael, wie überraſchend geſtaltet ſich hier in der lärmenden Welthauptſtadt das Leben Deines einfachen Freundes! In wie ſeltſam ungeahnetem Lichte erſcheint mir Manches, früher ganz anders Gekannte! Und was — ich bitte Dich — was wird noch daraus werden?

Von dem Eindruck, den Paris als das, was es iſt, auf mich gemacht — vielleicht ein andermahl, vielleicht erſt, wenn wir uns wiederſehn, was nicht ſo fern ſeyn wird, als ich beym Abreiſen dachte. Elmwald hat unbegreiflich viel vorgearbeitet, und Schritte gewagt, über deren Kühnheit, wie über ihren glücklichen Erfolg, ich erſtaunte. Er hat ſein Wohl, ſeine Sicherheit mit rückſichtsloſem Muth auf's Spiel geſetzt. Aber es iſt gelungen, und be-

wundernd erkenne ich sowohl die Gewandtheit, als die Aufopferung, mit der er gehandelt. Florheim hat für seine Person nichts mehr zu fürchten. Ich habe bereits an Lucien geschrieben, daß sie ihm davon Nachricht gebe; denn in den letzten Tagen meiner Anwesenheit in O..g bekamen wir die erste Kunde von ihm und seinem körperlichen Wohlbefinden aus seinem verborgenen Aufenthalt. In dem Augenblick ist er wahrscheinlich seiner Familie wiedergegeben.

Als ich hier ankam, stieg ich der Verabredung gemäß bey Elmwald in seiner Wohnung ab. Er kam mir weit voraus auf der Treppe entgegen. Sein Empfang war, wie der eines Bruders, aber wie eines älteren, der nach des Vaters Tode den jüngern ernst, doch herzlich umarmt. Ich fand ihn sehr verändert, und — Du kennst mich, Raphaell — der Gedanke an die Verpflichtung, die wir ihm haben, der Blick in seine schönen, jetzt so düstern Züge stimmte mich weicher gegen ihn, als ich es wohl nach allem, was ich wußte, hätte seyn sollen. Auch er mochte Ähnliches fühlen. Das Unglück edler Menschen, an welchen wir Beyde warmen Antheil nehmen, hatte uns einander genähert; in der Anhänglichkeit an Florheims Haus begegneten sich unsere Seelen. Er führte mich auf sein Zimmer.

Wir hatten erſt ein Paar Worte geredet. In ſeinem Gemüthe arbeiteten ſchmerzliche Gedanken, ich ſah, daß ihm das Sprechen Mühe machte, und oft kehrte das halb articulirte Wort in die ſchwer athmende Bruſt zurück.

So fühlte ich wohl, daß das Reden an mir ſey. Ich brachte ihm meinen herzlichen Dank für ſeine Verwendung, und ſchilderte ihm, was bisher durch mich und Andere in O..g unternommen und ausgeführt worden war. Der Antheil an dem Geſchick ſeiner Freunde überwog den Trübſinn ſeines Geiſtes. Er redete nun eifrig, mit klarer Anſicht, mit gründlicher Kenntniß, er zeichnete mir mit wenigen kräftigen Zügen die Bahn vor, die wir nun gemeinſchaftlich zu gehen haben. Ich muß jeden Schritt billigen, den er thut oder mich thun heißt. Wir arbeiten nun miteinander, und, wie ich Dir im Eingange des Briefes geſagt, ich hoffe bald am erwünſchten Ende unſeres Strebens zu ſtehn. Es iſt ſein Werk faſt ganz allein.

Luciens Nahme iſt noch nicht zwiſchen uns genannt worden. Er vermeidet — faſt möchte ich ſagen ängſtlich — irgend etwas zu berühren, was auf ſeine früheren Verhältniſſe Beziehung haben kann. Oft begreife ich das, wenn ich mir zurückrufe, wie großes Unrecht er gegen die Unglückliche hatte; und

oft wieder — ich versichere Dich, Raphael, es gibt Augenblicke, wo des wunderbaren Menschen tiefes leidendes Gemüth mich so ergreift, daß ich schwören möchte, er wäre auch in dieser Beziehung schuldlos, so wie ein genaueres Zusammenleben — er hat mir seine Wohnung auf eine Art angebothen, daß, sie ausschlagen, Unfreundlichkeit gewesen wäre — mich allmählich auf einen hohen Werth seines Herzens schließen läßt. Es liegt ein tiefer Gehalt in dieser streng verhüllten Brust, der zuweilen hervorbricht, und den Reichthum seiner Seele ahnen läßt. Wie es immer sey, so glaube ich, daß hier ein Geheimniß walte. Ich glaube — oder soll ich sagen, ich fürchte? — daß weder ich noch selbst Lucie Alles weiß, was uns zu wissen nöthig wäre!

Ich habe noch keinen Brief von ihr bekommen. Es war auch wohl kaum möglich, wenn ich die Entfernung und den Postenlauf berechne. Doch glaube ich manchmahl, es müßte seyn; es wäre nicht möglich, daß ich so lange ohne Nachricht von der Einziggeliebten seyn könnte. Ach, sie ahnet nicht, wer um mich lebt, wen genau kennen, und ich schäme mich nicht es zu gestehn, lieben zu lernen, ich jetzt täglich Gelegenheit habe. Ich werde keinen leichten Stand haben, ihr diesen früheren Freund, der noch das heilige Vorrecht der ersten

Neigung für ſich hat, nicht — zu erſetzen, aber doch nicht ganz vermiſſen zu laſſen. O Raphael! Warum habe ich ſie ſo ſpät gefunden! Leb wohl, theurer Freund! Ich will hier noch einen Brief Luciens erwarten, der in ein Paar Tagen eintreffen kann. Bis dahin werden ſich, wie ich hoffe, unſere Geſchäfte ſo weit geordnet haben, daß ich Dir den Tag meiner Abreiſe von hier melden kann. O Wiederſehn! Wie entzückend, wie ſchmerzlich wirſt Du mir ſeyn! Ja, ich verſichere Dich, ſchmerzlich; weil ich dieſen Elmwald kennen gelernt habe.

Sechs und ſechzigſter Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an Gräfinn Herminie von S**.

Frankfurt den 5. November 1809.

Nur um wenige Tage, meine theure Freundinn, wird dieſer Brief meiner Ankunft in meinem geliebten K** vorausgehn, nach welchem ſich mein Herz mit ſchmerzlicher Freude ſehnt. Es ſind gar manche Urſachen, die mich die Heimath ſuchen machen. So ſucht das geſcheuchte Reh, dem bald ein muthwilliger Hirtenknabe, bald ein grauſamer Jäger den harmloſen Gang durch den Wald verleidet, und es raſtlos von Buſch zu Buſch zu eilen zwingt, mit ängſtlicher Haſt das tief verborgne Lager ſeiner nächtlichen Ruhe, und ſehnt ſich nach den ſchützenden Schatten und der trauten Stille. Auch lockt mich eine ſüße Stimme heimwärts. Es iſt die Stimme des Vaters, der ſein Kind, welches in der

Fremde ein unerreichbares Glück mit schmerzlichem Streben suchte, nach Hause ruft, wo ihm im milden Vaterarme wenigstens Ruhe werden soll. Mein Vater hat mir geschrieben; er wünscht mich zu sich. Ich werde Dich daheim finden, und der erfahrne Freund wird mich begleiten. Ich sehe also stillen, und in mancher Hinsicht genußreichen Stunden entgegen.

Einen Augenblick leuchtete ein schimmerndes Meteor mit verführerischem Flackern wieder vor mir auf, und schien mich von der ruhigen Bahn, die zuerst ein hartes Geschick, späterhin Überlegung und treuer Rath mich gehn hießen, wieder zurück in den Strudel der Verwirrung ziehen zu wollen. Eine Menge Entwürfe, Vorsätze, Wünsche gährten auf aus der bewegten Brust, in welcher eine, kaum durch Vernunft beruhigte, unselige Neigung aufs Neue erwacht war. Ich wußte nicht, was ich wollte, was ich sollte. Ein heißer Wunsch zog mich nach Paris; Klugheit und Wohlstand riethen, zu bleiben, und erst zu erforschen, wie die Sachen standen, weil ein übereilter Schritt eben so wohl unnütz als gefährlich seyn konnte. Dieß Erforschen aber unterlag großen Schwierigkeiten. Mit Dumesnard zu sprechen, hielt eine sehr begreifliche Scheu, ja eine Art Zartgefühl mich ab.

So blieb ich nur auf mich selbst, und was ich weit ausgreifend und unsicher wirken konnte, eingeschränkt. Ein Paar Wochen vergingen auf diese Art. Da trat eines Morgens Dumesnard in mein Zimmer. Seine Miene war ernster, und, ich möchte sagen, schärfer, als sonst; doch äußerte er nichts, sondern setzte sich mir gegenüber am Stickrahmen hin, wie er sonst zu thun pflegt, und verwickelte mich bald in ein lebhaftes Gespräch, oder vielmehr einen Streit, wie wir ihn oft führen — als er mit einem Mahl, die hellen Augen fest auf mich richtend, mit einem gähen Absprung von der Unterhaltung sagte: Wissen Sie auch, gnädigste Fürstinn, daß Elmwald wieder in Paris ist?

Ich fühlte, daß trotz aller Anstrengung, meine innere Bewegung zu verbergen, doch eine schnelle Röthe mein Gesicht überflog. Wirklich? sagte ich und suchte so viel Unbefangenheit, als ich vermochte, in meinen Ton zu legen: Was macht er denn dort? Am Hofe meines Vaters weiß man nichts von ihm.

Möglich; erwiederte Jener mit seiner gewohnten Ruhe, indem er vor sich niederblickend mit den Fäden der Stickerey spielte: Er ist auch nicht in des Herzogs, sondern in seinen eigenen Angelegenheiten dort. Der Vater seines Mädchens —

Seines Mädchens? fiel ich ein.

Nun ja, jener Lucie, die er nicht vergessen zu können scheint. — Der Alte hat eine häßliche Geschichte angefangen. Freyheitsschwindel und Gewinnsucht haben in seinem Gehirn ihr Wesen getrieben; er hat sich in Englische Umtriebe, in Schwärzereyen eingelassen, ist entdeckt worden, und hat fliehen müssen. Sein Kopf stand auf dem Spiel; das Vermögen war ohnedieß verfallen. Da entreißt sich unser Ritter seiner Verborgenheit, geht nach Paris, benutzt die Verbindungen, welche die Aufträge Ihres Hofes, meine Durchlauchtige, ihm voriges Jahr anknüpfen halfen, und schlägt sich dort für seine verlaßne Schöne.

Er schwieg hier. Ich war nicht im Stande, ein Wort einzuschieben. Er erhob den Blick, sah mich an, und senkte dann gleich wieder, wie Du ihn kennst, die feinen Augenwimpern, indem er sinnend niederschaute. Es ist wunderlich, begann er langsam, aber es ist: Elmwald wagt ziemlich viel, er setzt sich aus, um Luciens Vater zu retten. Wenn es gelingt, wird diese Großmuth ihre gehörigen Folgen haben, und das treue Pärchen sich nach allerley Stürmen wieder vereinigen.

Sehr wahrscheinlich! sagte ich mit aller Gleichgültigkeit, die ich erkünsteln konnte: Lächerlich ist

die Geschichte bey allem dem. Ich hätte Elmwald für klüger gehalten. — Ich stickte emsig fort; aber Kränkung und Ärger arbeiteten in meiner Brust, und der Faden brach alle Augenblicke. Dumesnard erhob sein Auge jetzt wieder auf mich: Und Sie sind so ruhig, meine Durchlauchtigste? Ich glaubte, Ihnen eine Nachricht gebracht zu haben, die Sie in einige Bewegung setzen würde, wenn ich an die Aufträge denke, mit welchen Ihr gütiges Vertrauen mich vorigen Winter beehrte.

Ich erröthete — ich war auf Kohlen. Sein scharfer Blick blieb auf mich geheftet, und um seinen Mund schwebte ein Ausdruck, von dem ich nicht zu sagen im Stande bin, ob er Triumph, Spott oder Bitterkeit war?

Was auch meine Absichten gewesen seyn mochten, Chevalier, als ich voriges Jahr Ihre Güte in Anspruch nahm — bey der jetzigen Lage der Dinge kann, ja darf diese Neuigkeit mir nicht anders als gleichgültig seyn.

Sie darf nicht? Wie darf ich das ausdeuten? rief er, und ein unbeschreiblicher Blick der schönen blauen Augen ruhte auf mir, und das Lächeln um seinen Mund war freundlich.

Wie Sie können, und wie Sie wollen, Chevalier!

So deute ich es mit der größten Süffisance aufs günstigste, sagte er, sprang auf, und küßte meine Hand: Wir gehn nicht nach Paris?

Gewiß nicht! lächelte ich, und sah ihn so freundlich an, als ich konnte, während tausend Qualen in meiner Brust wühlten. Ob ihm meine Erschütterung entgangen war, weiß ich nicht; genug, er ward fröhlich, er schien beruhigt. Sollte es möglich seyn? Hätte Dumesnard wirklich gefürchtet, und dieser kalte Diplomatiker sich etwas unter seinem Ordenssterne bewegen gefühlt? Ich kann es kaum glauben, und doch scheint es so. Er blieb heiter, das Gespräch stockte keinen Augenblick, und ich danke dieser fortreißenden Gewalt seines Witzes; denn sie riß auch mich über den ersten Augenblick einer bitteren Enttäuschung hin.

Als er fort war, brach freylich das künstliche Gebäude wieder zusammen, und ich fühlte, was Elmwald mir gewesen war, was Dumesnard mir nie werden wird! Aber ich erkannte auch bestimmt, daß nun nichts mehr zu thun sey. Bald darauf langte meines Vaters Brief an, und mein Entschluß war gefaßt. Dumesnard billigt ihn sehr; er bleibt seinem schönen Vorsatz treu, und begleitet mich. O, ich glaube, er

wäre auch mit nach Paris gegangen. Ich fühle beſtimmt, daß er ſich in meiner Nähe wohl befindet, daß es ihm koſten würde, von mir zu ſcheiden, und dieß Gefühl thut mir in dem jetzigen Augenblicke, wo ich ein glänzendes Bild mit Gewalt aus meinem Herzen reißen muß, ſehr wohl.

Ja, Herminie, die Poeſie des Lebens iſt von mir geſchieden. Ich fühle ihren Abſchied, ich höre das letzte melodiſche Rauſchen ihrer Flügel. O Alphons! Alphons! Warum habe ich Dich kennen gelernt! Dich mußte ich nie finden, oder nie verlieren! Öde und verblichen liegt das Leben hinter Dir!

Doch nein! Das iſt ungerecht, ich erkenne es. Dumesnard iſt mir viel, ſehr viel; ohne ihn wäre ich jetzt nahmenlos unglücklich. Dennoch kann ich die rebelliſchen Schläge meines Herzens nicht dämpfen, das, ſonſt gewohnt von lebhafteren Regungen bewegt zu werden, ſich in dieſe Stille, ſo heilend ſie iſt, nicht recht zu finden weiß.

Bald bin ich alſo bey meinem Vater, bey Dir. Eure Liebe wird vollenden, was ich allein zu ſtillen nicht vermag. Laß Dumesnard nichts von dem ahnen, was ich Dir geſchrieben! Ich bedarf ſeiner, ich kann ihn jetzt nicht verlieren. Er iſt nicht

Alphons, aber er iſt mein Freund. Er wird mich nicht entzünden, nicht entzücken; aber er wird mich heilen, es wird mir wohl in ſeiner Nähe ſeyn. Dann, wenn die trügeriſchen Hoffnungen der Jugend geſchieden ſind, werde ich an ſeiner Hand der ruhigen Reiſe des Lebens entgegen ſehen.

Sieben und sechzigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

Paris den 16. November 1809.

Was wird aus mir werden? Was soll ich thun? Ich sitze an Elmwalds Bette, der, seit gestern krank, erst jetzt nach einer unruhigen verhängnißvollen Nacht ermattet eingeschlummert ist. In meinem Geiste ist es finster. Ein Chaos der streitendsten Gedanken verwirret sich in mir, es flimmert mir öfters vor den Blicken, und ich muß mir Stirn und Auge klar reiben, um mich zu fassen, und die Züge meiner Feder sehen zu können. Was wird aus mir, aus uns Allen werden? frage ich noch einmahl. Ich will mich sammeln. Du mußt erfahren, was sich zugetragen, du mußt — nein, rathen kannst du mir nicht. Der Rath, wie der Entschluß zur That, muß frey aus der Seele hervorgehn. Bis deine Antwort kömmt, ist es viel zu spät.

Gestern Abends, als wir vom Restaurateur weggingen, bey dem wir zu essen pflegen, hatte Elmwald noch einen Gang zu machen. Ich ging zu Hause und setzte mich in der Dämmerung an's Fenster. Das bunte Gewimmel unter mir, das laute Leben, das auch jetzt mit dem Einbruch der Nacht nicht verhallte, das Rasseln der Kutschen, die den Theatern, den Unterhaltungsorten zurollten, der Contrast alles dieses mit unserm stillen O..g fiel mir lebhaft auf, und mit inniger Sehnsucht dachte ich an die fernen Lieben, an ihr strenggeordnetes Leben, an so manche Entbehrung, die sich die zart und reich Gewohnten jetzt gefallen lassen mußten. Ich sah meine — ach meine? Lucie im Kreise ihrer Geschwister mit Handarbeit emsig beschäftigt, indeß hier Alles in einer Art von Rausch dem Vergnügen nachjagte. So gestimmt, ward der Wunsch, Etwas von ihr zu hören, endlich einen Brief von ihr zu erhalten, doppelt lebhaft in mir, und in dem Augenblicke ging die Thüre auf. Elmwald trat in's Zimmer; der Bediente, mit Licht und den Briefen von der Post, folgte ihm. Wir grüßten uns, und langten zugleich nach dem Angekommenen. Elmwald ergriff einen Brief, las die Aufschrift, erblaßte, und reichte mir ihn hin. Das Blatt zitterte in seiner Hand. Er war von Lucien.

Ich sah seine heftige Bewegung, die Gewalt, mit der er sie meinen Augen zu entziehen strebte, indem er sich, anscheinend mit andern Briefen beschäftigt, vor seinem Büreau niedersetzte, und dem Bedienten schweigend winkte, ihm das Licht hinzustellen. Ich hatte Luciens Brief erbrochen. Er war kurz, außerordentlich kurz; die Züge schienen mir nicht so sicher geführt, wie sonst, ich glaubte zu bemerken, daß ihre Hand müde oder zitternd gewesen seyn müße, als sie ihn schrieb. Das erregte mir Besorgniß. Der Inhalt des Briefes zerstreute sie nicht. Es sprach eine unendliche Freundlichkeit, aber auch ein ganz zerknicktes Herz daraus, das sich noch jetzt unter der Last seines Kummers nicht aufzurichten vermochte. Und doch waren die Umstände jetzt schon sehr zum Guten gewendet, und sie war bey meiner Abreise so gefaßt gewesen!

Mein Gefährte hatte, während ich las, das konnte ich wohl sehen, mehr als einmahl verstohlen nach mir herüber geblickt. Es war deutlich, daß ein Brief, — von Lucien geschrieben, einen Brand in seiner reizbaren Seele entzündet hatte; auch mochte ihm der Trübsinn, welcher sich später aus dem Blatte mir sympathetisch mittheilte, nicht entgangen seyn. Ich sah von der Seite, wie seine Augen auf mir ruhten, und erwartete jeden Mo-

ment, daß er aufstehen, mich fragen, oder doch eine Erkundigung von Weitem her einleiten würde. Er that es nicht; vielmehr versank er in tiefes Hinbrüten, sprang dann gäh empor, nahm Hut und Mantel und stürmte in die neblicht finstre Novembernacht hinaus.

Ich harrte seiner Rückkunft lange vergebens. Es wurde neun, zehn, eilf Uhr — Elmwald kam nicht nach Hause, und ich konnte mich einer bangen Besorgniß um ihn, der mir schon so lieb geworden war, nicht erwehren. Nach eilf Uhr, als ich mich bereits an Luciens Brief müde gelesen, gesonnen, und geschrieben hatte, und im Begriffe stand, zu Bette zu gehen, pochte es heftig unten an der Hausthüre. Ich höre öffnen, reden, sehe Lichter, und bald darauf kommen viele Tritte die Treppe herauf an unser Zimmer. Mein Bedienter trat eilig und erschrocken herein. Man hatte Elmwald ohnmächtig auf dem Boulevard, nicht sehr weit von hier, ausgestreckt gefunden, und anfänglich für todt gehalten. Zufällig ging einer seiner Bekannten vorüber, der ihn der hülfreich um ihn beschäftigten Menge nannte. Man hob ihn auf, — der Pariser ist gutmüthig dienstfertig, — und brachte ihn in seine Wohnung.

Ein Chirurg, den man sogleich gehohlt, trat mit herein. Elmwald war vom vorigen Jahre her

in der Nachbarschaft bekannt, und wegen mancher Wohlthat, mancher Gefälligkeit geliebt. So beeiferte sich Alles, ihm beyzuspringen, und der Arzt hatte zu thun, um den allzugroßen Diensteifer zu mäßigen. Mehr als eine Stunde verging, bis er sich erhohlte. Die Kälte der Nacht, der rauhe Wind, der über das Boulevard hinstreicht, mochte die schon ergriffenen Nerven noch schärfer gespannt, und ihm die Ohnmacht zugezogen haben. Erstaunt blickte er um sich, er fand sich in seinem Zimmer, auf seinem Bette; aber fremde Gesichter beugten sich über ihn. Man sah, daß er den Zusammenhang nicht begriff. Jetzt wandte er sich nach mir um — ich hatte ihn im Arm gehalten — und eine heftige Bewegung durchzuckte ihn. Er wollte reden, und vermochte es nicht. Da erklärte ich ihm mit wenig Worten den Zusammenhang, und suchte unter herzlichen Danksagungen die fremden Leute zu entfernen. Der Chirurg verordnete einiges, was sogleich angewendet wurde, und der Kranke beruhigte sich nach und nach. Er erzählte uns hierauf, aber matt und oft unterbrochen, daß er sich einige Bewegung habe machen wollen, weil er den Tag über viel gearbeitet, daß ihn aber Schwindel und Bangigkeit befallen, und genöthigt hätten, auf den Rückweg zu denken. Noch hoffte er das Haus zu erreichen, das kaum

fünfhundert Schritte entfernt war, als ihn eine völlige Ohnmacht befiel; er sank ohne Bewußtseyn nieder, und mochte wohl eine Weile so gelegen haben, nach der Zeit zu urtheilen, wo man ihn fand, und nach Hause brachte.

Mir kam die ganze Erzählung unheimlich vor. Jener Brief, sein Hinstarren auf mich, die Bewegung, mit welcher er mich an seinem Bette gewahr wurde, der lange Spaziergang in einer solchen Nacht, endlich die Ohnmacht, eine natürliche Folge innerer Aufreibung, Alles vereinigte sich, mich einen tiefen Blick in sein Inneres thun zu lassen. Doch äußerte ich nichts, und schien seine Erzählung gläubig anzunehmen. Gegen zwey Uhr entschlummerte er endlich, und der Chirurg entfernte sich mit dem Erbiethen, bey Tagesanbruch wieder zu kommen. Ich konnte nicht schlafen, und mochte auch meinen Kranken nicht allein lassen; daher setzte ich mich an sein Bett, und betrachtete diese bedeutenden Züge, die selbst im Schlummer noch von dem Schmerz des Innern zeugten. Auch war sein Schlaf nicht ruhig; er warf sich oft hin und her, seine Hemdkrause verschob sich, und — ein Medaillon, das er auf der Brust trug, wurde durch diese Bewegungen sichtbar. Meine Neugier, meine Bangigkeit stiegen aufs höchste, ich konnte meine Augen nicht von dem gol-

denen Reife abwenden. Bey der Dämmerung, welche ein einziges fernes Licht im Zimmer verbreitete, war kein Gemählde zu erkennen; doch glaubte mein angeſtrengter Blick weibliche Umriſſe zu unterſcheiden. Wie gern hätte ich mich genähert, wie gern geſehn, was zu erkennen ich doch innerlich bebte! Aber ſein Schlaf war ſo unruhig; ich durfte es nicht wagen. Endlich ſchien die erſchöpfte Natur zu erliegen; er ſchlief feſt, und dem Anſcheine nach gut. Ich hohlte das Licht. Zitternd, wie auf einer böſen That, nahte ich mich dem Schlafenden, meine Hand deckte die Flamme, daß ſie ſeine Augenlieder nicht berührte, nur auf die ſchwerathmende Bruſt fiel der helle Strahl, ich erkannte das Bild — es waren Luciens Züge, die ſein kummervoll arbeitendes Herz auf und nieder wiegte!

Luciens Bild auf ſeiner Bruſt! — Ich ſtand ſchaudernd an einem Abgrunde, in deſſen Tiefe zu blicken und ſeine furchtbaren Geheimniſſe aufzudecken ich nicht wagte. Pſyche fiel mir ein. Auch ſie hatte das verborgene Verbothene bey nächtlicher Lampe geſchaut, und darüber verloren, was früher ihr Glück gemacht!

Es brauchte lange, ehe ich mich ſammeln, und nur zum Theil des Aufruhrs Meiſter werden konnte, der in mir tobte. Jetzt habe ich mir ein Tiſchchen nicht

fern von des Unglücklichen Lager bereitet. Mein Blick bewacht ihn. Ich schreibe Dir die Geschichte des gestrigen unseligen Abends, der noch unseligern Nacht!

Wie wird sich das Alles noch gestalten? Er liebt sie noch, oder wieder? Unmöglich kann ich das Erste glauben. Jene Scene im Posthause sprach seine Gefühle zu deutlich aus. Und dann, sein hartes Stillschweigen, sein Nichtachten aller ihrer Briefe, ihrer sanften Bitten und Klagen, so lange er mit der Herzoginn in Paris lebte! Nein er war ihr ungetreu; das ist entschieden.

Also hat er bereut? Hat er seinen Irrthum eingesehn, und ist zurück gekehrt zu dem frühern verjährten Gefühle? Aber warum gesteht er es nicht? Warum nähert er sich ihr nicht wieder? Von unsrer Verbindung kann er nichts wissen, kaum etwas ahnen. Was kann ihn sonst zum Schweigen bewegen?

Und in diesem Schweigen nimmt er sich mit glühenden Eifer der Sache ihres Hauses an, setzt sich Gefahren aus, trotzt mit kühnem Muth allen Hindernissen, wird vom Anblick ihres Briefes auf solche Art erschüttert, und trägt ihr Bildniß auf seinem Herzen!

Ich verwirre mich immer mehr, je mehr ich nachsinne, und mich bestrebe, in diese Nacht Licht zu

bringen. Das allein ist klar, daß hier Geheimnisse verborgen liegen, die ich und selbst Lucie nicht ahnen kann.

Wie trüb ihr Brief war! Mich befremdete der Ton desselben um so mehr, als die gefahrlose Rückkehr des Vaters zu den Seinigen, die erste gesegnete Folge von Elmwalds Verwendungen, doch die schwerste Last von ihrem Herzen genommen haben, und sie wieder heiterer in die Zukunft blicken lassen muß. Oder soll ich an eine völlige Unheilbarkeit dieses wunden Herzens glauben? Und jenes Bild dort auf der bangathmenden Brust! O, nur Einen Strahl des Lichts in diesem Dunkel, ernstes Schicksal! das mit unsern Planen, Irrthümern und Leidenschaften, als mit geringfügigem Spielzeug, seinen grausamen Scherz zu treiben scheint!

Elmwald bewegt sich stärker. Ich lösche mein Licht aus, der Tag fängt an zu dämmern. In mein Auge ist kein Schlaf gekommen. Vielleicht, daß der kühle Morgen mir einige Möglichkeit der Ruhe bringt. Leb wohl!

Acht und ſechzigſter Brief.

Alphons Elmwald an ſeinen Bruder.

Paris den 24. November 1809.

Dem Himmel ſey Dank, unſre Geſchäfte neigen ſich zu Ende, und bald wird mich Neuenbach verlaſſen. Es iſt auch höchſt nöthig, wenn ich nicht unter der Laſt der Kämpfe erliegen ſoll. Ich habe es vermocht, den Menſchen, der aus Allen, welche die weite Erde bewohnen, mir — nicht der Verhaßteſte — bey Gott! ich achte ihn von Herzen — aber derjenige iſt, deſſen Anblick mir die unerträglichſte Qual verurſacht, zu mir zu rufen, mit ihm zu leben, unter Einem Dache zu ſchlafen! Das vermag der Menſch, wenn er ernſtlich will; das habe ich vermocht. Ich ſage es mit ſtolzem Gefühl. Aber der hochmüthige Aufſchwung fängt an, ſich ſchmerzlich zu rächen. Ich fühle, daß es durchaus nicht mehr lange ſo dauern darf, wenn ich nicht eben ſo ſchmäh-

lich endigen ſoll, als ich frevelnd und ſtolz begonnen. Vor einigen Tagen hätte ich es bald mit dem Leben gebüßt, wenn keine hülfreichen Menſchen mich Ohnmächtigen gefunden, und ins Leben erweckt hätten.

Noch hatte — das war mir nicht ſchwer geweſen, aus meines Gefährten Reden abzunehmen — er keinen Brief von Lucien erhalten. Ihren Nahmen vor ihm zu nennen, oder ihrer auch nur zu erwähnen, war mir nicht möglich; aber was ich wiſſen wollte, hatte ich erfahren. Es beruhigte mich. Schilt es kindiſch, wenn du willſt, ein einziges Tau ängſtlich zu halten, wenn das ganze Schiff unſers Lebensglückes vor unſern Augen in den Abgrund verſinkt! Genug, ich fand Troſt in dem Gedanken, daß es nur ihre Pflicht, nicht ihr Herz war, was ſie vielleicht an ihn knüpfte. Neulich komme ich eben nach Hauſe, wie er Briefe erhielt. Ich faſſe darnach; der Erſte ſogleich iſt von ihr. Ich reiche ihn ihm; zu reden war ich nicht im Stande. Ich ſehe ihn denſelben mit haſtiger Freude erbrechen, leſen. Seine Züge verdüſtern ſich, ſeine Hand ſinkt mit dem Blatte. Was es enthalten haben mag? Gott weiß es! Gutes, Beruhigendes nicht. Aber in meiner Bruſt war auch der Sturm erwacht. Sonſt und Jetzt, was ich verloren, was der neben mir

beſaß — regte ſich in wildem Durcheinanderwirren in meinem Geiſte; ich mußte fort, fort aus der beengenden Stube, aus der peinlichen Nähe. Draußen hing ein dicker Nebel bis tief in die feuchten dunkeln Straßen herunter, eine kalte Novemberluft berührte mich eiſig. Dennoch war es beſſer, als was da oben in Neuenbachs Nähe mich ergriffen hatte. Ich eilte hinaus in's Freye, mir ward dem Anſchein nach leichter. Wie lange ich mich in Nacht und Kälte herumgetrieben, weiß ich nicht. Ein ſchmerzliches Gefühl von Krampf und Schwindel weckte mich jetzt aus dem Labyrinthe unſeliger Träume, ich fühlte daß ich mich nicht lange mehr würde halten können, und eilte übers Boulevard unſrer Wohnung zu. Da faßte mich der Schwindel mit neuer Gewalt, und ich verlor das Bewußtſeyn. Nach langer, langer Zeit fühle ich mich von ſanfter Wärme durchdrungen, ich vernehme Stimmen, ein Lichtſtrahl dringt durch mein geſchloßnes Auge, ich ſchlage es auf — ich ſehe mich zu Hauſe, und Neuenbachs Geſtalt iſt das Erſte, was ich erkenne. O ich wünſchte mir meine Ohnmacht zurück!

Er iſt ein guter Menſch. Er hat meiner mit Liebe und Sorge, wie ein Bruder gepflegt, er iſt die Nacht durch nicht von meinem Bette gewichen,

ich danke es ihm mit gerührter Seele — aber er bleibt doch mein Feind!

Der Zufall ging bald vorüber. Ruhe und Wärme ſtellten mich nach zwey Tagen wieder her. Neuenbachs Betragen kommt mir ſeitdem verändert vor, doch vielleicht herzlicher und wärmer. Er gehört zu den weichen Seelen, die im Mitleid die mächtigſte Anreizung zur Liebe fühlen, und iſt hierin den Weibern gleich. Mein böſer Zufall hat ihn mir um ein Großes genähert. Ich bin ihm dankbar dafür, aber ich wünſche dennoch ſeine Entfernung, und darf ſie nun auch hoffen; denn es geht Alles ſeinen gewünſchten Gang, und Florheim iſt in dieſem Augenblick ſchon in den Armen der Seinigen.

Wenn Neuenbach fort, und alles hier beendigt iſt, eile ich zu dir und dem Vater. Was noch mit mir werden wird, weiß ich nicht. Dienſte würde ich ungern annehmen. Meine Kraft iſt aufgerieben, und mich verlangt nach Stille und Verborgenheit. Auch glaube ich für mich allein nicht viel zu bedürfen, ſo wie ich mit inniger Gewißheit mir vorauszuſagen getraue, ich werde nicht alt werden. Die Erfahrungen der letzten zwey Jahre waren zu bitter.

Ich habe etwas Gewagtes unternommen; ich wollte ſehen, was ich im Stande wäre, an eine Idee, an die Liebe zu dem einzigen Weibe zu wenden, das

mir wahrhaft als ſolches erſchien. Wirf mir mein Verhältniß zur Herzoginn nicht ein! Der vorüberfliehende Rauſch gereizter Phantaſie und verirrten Mitleids gegen eine ausgezeichnete Frau, die mir mit unverhehlter Leidenſchaft entgegen kam, verdient dieſen Nahmen nicht. Es war kaum eine zärtlichere Neigung. Ich habe nur Einmahl geliebt.

Aber ich weiß, daß auch Lucie nur Einmahl liebte. Dieſer Neuenbach hat ihr Herz nicht. Das erkenne ich ſo deutlich, wie ich mein innerſtes Selbſt ſchaue. Er hat ſich Verdienſte um ſie erworben, Anſprüche an ihren Dank; ihr Vater mag vielleicht befohlen haben, und ſie hat gehorcht. So ſehe ich Alles genau und hell in ihrer Seele. Nur über Einem Punct, über ihrem hartnäckigen Schweigen während meines vorjährigen hieſigen Aufenthalts, liegt noch ein undurchdringliches Dunkel. Dieß vermag ich nicht zu löſen. Sie hat an mir gezweifelt; das iſt unſer Unglück, nicht meine Schuld. In dieſem Zweifel hat ſie ſich zu falſchen Anſichten, zu falſchen Schritten hinreißen laſſen. — Aber geliebt? — Nein, geliebt hat ſie nie einen Andern, als den, dem ſie ſich im Angeſichte des Todes verlobte — nicht zum frohen Bündniß; das beweiſt der Erfolg.

Es iſt keine leichte Aufgabe meines Kopfes, hier klar, und eine noch ſchwerere Aufgabe meines Ge-

müthes, hier ergeben zu bleiben, und in dieser Vereitelung der unschuldigsten Hoffnungen, in dieser Zernichtung eines Bandes, das nur in der reinsten Absicht gegenseitiger Beglückung und Veredlung geknüpft war, einen heiligen Zweck väterlicher Vorsehung, und nicht ein grausames Spiel willkührlicher Macht, oder blinder Naturgesetze zu erblicken, wovon eines so trostlos ist, wie das andre! O es gibt Augenblicke, wo alle Lehren der Vernunft, alle Trostgründe des Glaubens nicht hinreichen, jene feindseligen Vorstellungen von mir abzuhalten. Das sind meine furchtbarsten Stunden.

Laß mich nicht länger bey diesen Erinnerungen verweilen! Das bloße Denken daran regt die dunkle Tiefe auf; wie trübe Schatten steigen die bösen Vermuthungen und Schlüsse empor, reihen sich in furchtbarer Größe aneinander, schlagen die dunkeln Fittige über mein Haupt zusammen, und hüllen Alles um mich in Finsterniß. Wie leicht ist es, zu glauben, zu vertrauen, wenn man glücklich ist? Aber unter Schrecken und Schmerzen festhalten im Glauben und Hoffen — dazu gehört mehr Kraft, als ich manchmahl zu besitzen mich rühmen darf.

Neun und ſechzigſter Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an Gräfinn Herminie von S**.

K** den 20. November 1809.

Welcher tückiſche Zufall muß gerade in dem Augenblicke, wo ich deines Umgangs, deiner Theilnahme, deines Raths bedürfte, die unangenehmſte Störung herbeyführen, und dich wieder auf dein Landgut rufen, um in den trüben Novembertagen ein Paar Wochen mit langweiligen Geſchäften zuzubringen, Rechnungen zu revidiren, und den Betrügereyen deiner Beamten nachzuſpüren! Ich erkenne zwar, daß hier nichts zu thun war, als dich ziehen zu laſſen; aber ich fühle darum nicht minder, daß du mir überall fehlſt, und daß die wenigen Tage, an denen ich nach ſo langer Entbehrung deiner recht mit vollen Zügen genoß, mir dieſe neue Abweſenheit nur deſto unerträglicher machen.

Es liegt mir etwas auf dem Herzen, um deſſentwillen ich deiner jetzt mehr als jemahls bedürfte. Ich ſtehe, bald möchte ich ſagen, gleich dem Alciden am Scheidewege, wenn der Vergleich ganz paſſend wäre. Hier biethet die freundliche Gegenwart mir zuverſichtlich die Hand, zeigt mir eine ſonnig fruchtbare Ebene voll fleißigen Anbaues, voll Frieden und heiterer Behaglichkeit, wo ſich's lieblich wohnen und ruhig leben läßt; dort tritt die Vergangenheit mit dem düſterſinnigen Blick hervor, ihre Hand weiſt auf jene Berge hin, wo romantiſche Felſenklüfte mit blumenreichen Thälern wechſeln, der Waſſerſturz aus nebligen Höhen fällt, und unten in der ſonnigen Tiefe den Regenbogen auf ſeinen beruhigten Wellen trägt, wo ein ewig reges Leben mächtiger Naturkräfte waltet, ſteter Wechſel zu ſtetem Kampfe fordert, aber auch unausſprechliche Schönheiten das Gemüth zu erhabenen Empfindungen ſtimmen.

Aber, ohne Bilder zu ſprechen, der Herzog weiß, daß Elmwald in Paris iſt. Der Urlaub von ſechs Monathen, den dieſer von Marſeille aus gefordert, iſt noch nicht zu Ende. Die alte Zuneigung meines Vaters erwacht, er kann ſich von dem Liebling nicht ſcheiden, und er will nicht annehmen, daß es Alphons je Ernſt geweſen, unſre

Dienste ganz zu verlassen. Er liebt den Jüngling, und glaubt, dessen Liebe zu ihm müsse eben so stark seyn. Auch hat er etwas vom Zusammenhang der Dinge erfahren, daß nähmlich Elmwald die Legationssekretärs-Stelle heftig gewünscht, daß der Kummer um ihre Versagung, und die weitaussehende Sendung nach Frankreich seine Gesundheit untergraben, und ihn dann zu jenem übereilten Entschlusse getrieben habe. Das thut dem gütigen Greise leid. Er will nun gut machen, will an Alphons schreiben lassen, und ihn zurückrufen.

Das beunruhigt mich. Wohin soll es führen? Ich weiß, daß er von seiner Lucie nun und nimmer läßt, daß diese unselige Neigung zu ihr Schuld an allen verkehrten Schritten war, die er gethan, seit ich ihn kenne; ich sehe ein, daß, wie er ankömmt, alle Leiden, alle alten Stürme wieder beginnen werden — und dennoch wallt eine Regung des Entzückens in mir empor, wenn ich nur den Gedanken des Wiedersehens denke, wenn ich mir den Augenblick vergegenwärtige, wo ich diese Gestalt erblicken, diese Stimme hören, das bezaubernde Spiel seines Geistes, den Reichthum seines Gemüths erkennen soll!

Und Dumesnard? Hier liegt der Knoten! Er war gegenwärtig, als mein Vater über Elmwald

ſprach. So ſtreng der feine Diplomatiker ſich zu beherrſchen weiß, zuckte doch ein bitterſüßes Lächeln um ſeinen Mund. Den übrigen Abend war er meiſt ſtille, und ſeitdem iſt ſeine ſonſt ſo gleiche Laune geſtört. Kommt Elmwald an, ſo iſt es mehr als wahrſcheinlich, daß Dumesnard uns verläßt. Ich verliere den klaren zuverläſſigen Freund, den treuen Rathgeber, den höchſtliebenswürdigen Geſellſchafter; und gewinne — nichts als Schmerz, Stürme und alle Martern der Ungewißheit. Vernunft und Dankbarkeit, ja die gemeine Klugheit rathen mir, Alles anzuwenden, damit jener nicht komme, und dieſer ſich nicht entferne. Ich weiß es; aber das verödete Herz langt, gleich einem verzogenen Kinde, nach dem glänzend gefährlichen Spielzeug, und eilt achtlos an der Blume vorüber, die ruhig duftend am Wege ſteht.

Darum, Herminie, um dieſes Zwieſpalts in meiner Bruſt wegen, wünſchte ich ſo ſehr, dich bey mir zu haben. Du ſollſt mich über mich ſelbſt, über meine Wünſche, über die wahren Bedürfniſſe meines Geiſtes aufklären; du ſollſt mit Dumesnard ſprechen, und ihn ausholen. Ich möchte die Natur ſeiner Gefühle für mich kennen, ich möchte wiſſen, was ich von ihm zu erwarten habe, ob er

auch im Stande wäre, ſeiner Zugvogel-Natur um unſertwillen zu entſagen?

Kannſt du nicht bald in die Reſidenz kommen — mit Briefen iſt hier nicht viel zu thun — ſo ſollen Schneegeſtöber und Winterſtürme mich nicht abhalten, zu dir zu eilen. Bey dir finde ich eine warme Stube, und ein warmes Herz. In zwey Tagen iſt dann mündlich mehr ausgerichtet, als durch hundert geſchriebene Blätter.

Siebenzigſter Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

Paris den 26. November 1809.

Lies den eingeſchloſſenen Brief, den ich vorgeſtern von Fanny erhielt, lies ihn, und dann ſchließe auf meine Gemüthsſtimmung!

Franciska Florheim an Eduard Neuenbach.

O..g den 14. November 1809.

Ehe Sie dieſen Brief leſen, verehrter Freund, muß ich Sie bitten, das Auffallende meines Schrittes, die ſcheinbare Übereilung, daß ein junges Mädchen zuerſt an einen Mann ſchreibe, mit Ihrer gewohnten Nachſicht zu entſchuldigen, da ich ſowohl unſere genauere Bekanntſchaft, als das Dringende der Umſtände für meine Rechtfertigung anführen kann.

Sie werden aus Luciens Brief, welchen sie Ihnen vor einigen Tagen geschrieben, erfahren haben, daß unser geliebter Vater, in Folge Ihrer gütigen und eifrigen Verwendung für ihn, uns endlich wieder gegeben ist, nachdem wir beynahe zwey Monathe in steter Angst um ihn zugebracht. Der Tag seiner Ankunft war ein Freudenfest für das ganze Haus, und unserm Glücke mangelten nur zwey Dinge: Ihre, des großmüthigen Freundes, Gegenwart, und meiner Schwester heitere Stimmung. Sie theilte zwar im ersten Augenblicke unsere frohe Trunkenheit; aber sie war bereits einige Zeit vor diesem glücklichen Ereignisse durch innere Kämpfe so aufgerieben, daß wir nicht ohne Grund selbst vor jener freudigen Erschütterung zittern, und traurige Folgen fürchten mußten. Und diese Kämpfe, diese innere Zerstörung sind es, welche mich zwingen, Ihnen zu schreiben, da ich es für meine Pflicht sowohl gegen Sie als Lucien halte, Sie in die vollkommene Kenntniß der Lage der Dinge zu setzen, welche auf Ihr und meiner Schwester künftiges Glück den wichtigsten Einfluß haben müssen.

Einige Zeit vor der Rückkehr meines Vaters erhielt Lucie von unbekannter Hand ein ziemlich [illegible]kes Paket, und als sie es öffnete, fanden sich in

demſelben zu ihrem Erſtaunen und Schrecken zehn bis zwölf Briefe ihres Jugendfreundes Elmwald an ſie, die er ihr im vergangenen Winter aus Paris geſchrieben, und die, Gott weiß, durch welchen Zufall, oder durch welche Bosheit, liegen geblieben, wo nicht gar unterſchlagen worden waren. Dem Anſchein nach waren ſie uneröffnet, obwohl es mich dünkte, hier und da Spuren einer heimlichen Gewaltthätigkeit zu bemerken. Sie enthielten die deutlichſten Beweiſe von Elmwalds unveränderlicher Liebe, von ſeinem Schmerz über Luciens Stillſchweigen, von ſeiner unerſchütterten Treue, und ſomit auch für meine Schweſter die volle Überzeugung, daß Elmwald ihre Briefe nicht erhalten habe.

Welchen Eindruck die Leſung derſelben, ſo wie die klare Erkenntniß, die daraus hervorging, auf Luciens Gemüth machte, überlaſſe ich Ihnen, zu ermeſſen. Sie war in den erſten Stunden in einem Zuſtand, der an Geiſtesabweſenheit grenzte. Wir fürchteten für ihre Geſundheit, für ihren Verſtand. Was ſie gerungen, gelitten, gebethet, weiß nur Gott, der ſie auch nach einigen Tagen mit wunderbarer Stärke ſegnete, ſo daß ſie ſich aus dem Abgrund ihrer Verzweiflung aufrichten, und ſich ermuthigen konnte, feſt und beharrlich auf dem ein-

mahl vorgezeichneten Wege fortzuſchreiten. Indeß kam die frohe Nachricht von der Rückkehr meines Vaters. Der genaue Zuſammenhang, in welchem ſeine damahlige Flucht und die Verfügungen, welche er beym Abſchied traf, mit ihrer Zukunft, und folglich auch mit der eben erlangten Kenntniß von Elmwalds Geſinnung ſtanden, regte ſie mit einer Heftigkeit auf, die ich dieſem ſonſt feſten und ſanften Gemüthe nicht zugetraut hätte, und dieſer Zuſtand währt im Ganzen fort, und wechſelt nur mit einzelnen Stunden ruhigerer Faſſung, die ſie ſich durch ſtrenge Selbſtbeherrſchung und heißes Gebeth errungen.

Neuenbach! Sie ſind unſer Freund, Sie haben ſich als ſolcher in den trübſten Augenblicken bewährt; Sie ſind die Stütze unſers Hauſes, der großmüthige Retter meines Vaters geweſen. Die Verpflichtungen, welche wir gegen Sie haben, ſind unermeßlich, unabtragbar. Das fühlen wir alle, das fühlt vorzüglich Lucie, und dieſes Gefühl — laſſen Sie es mich geſtehn! — iſt vielleicht die Haupturſache des Sturms, der ihre Bruſt bewegt. Sie würde ihr Wort, das ſie freywillig und mit vollkommener Überzeugung von der Würdigkeit des gewählten Lebensgefährten gegeben, ohnedieß nie zurück genommen haben; denn ſie erkennt die Hei-

ligkeit desselben so, als ob sie es vor dem Altar gesprochen hätte. Jetzt aber, wo der Verlobte auch der Befreyer des geliebten Vaters, der Retter aus nahmenlosem Unglück ist, jetzt weiß ich, daß sie lieber Alles dulden, alles opfern, als zurücktreten würde, ja der Gedanke, sich Ihnen unter diesen Verhältnissen willenlos zu ergeben, hat für ihre schwärmerische Seele einen Reiz, der allein im Stande ist, die Bitterkeit ihres sehr herben Schicksals zu mildern, und ihr die Kraft zu verleihen, jetzt nicht zu wanken. Aber, o treuer, edler Freund! glauben Sie denn auch wohl, daß dieß willenlose Opfer glücklich machen, und glücklich seyn werde?

Ich darf, ja ich muß es Ihnen sagen, was Luciens Gewissenhaftigkeit ihr zu gestehen verbeuth, was in ihrer Brust niederzukämpfen, sie die letzten Kräfte ihres Wesens anstrengt. Sie liebt Alphons noch eben so glühend, wie zuvor, und sie weiß seit drey Wochen ungefähr, daß sie noch eben so von ihm geliebt wird. Sein Betragen gegen die Herzoginn, seine schnelle Abreise von Paris, sein Ansuchen um Urlaub, sein Verschwinden, Alles erscheint nun in ganz anderm und wie verklärendem Licht. Neuenbach! Soll ich aussprechen, was ich denke, was ich hoffe?

Ich fühle das ganze Gewicht der Zumuthung, die in dieſen Worten liegt. Es iſt ſo groß, daß ich es mit Worten auszudrücken nicht wage; aber ich lege meinen ſtillen Wunſch an Ihr Herz, edler, uneigennütziger Freund, der Sie uns durch die Gefahren, denen Sie ſich um unſertwillen ausgeſetzt, einen unvergeßlichen Beweis Ihrer Großmuth, und ihrer aufopfernden Liebe gegeben haben. Sie haben uns den Vater erhalten; ach, erhalten Sie uns auch die Mutter, indem Sie es Lucien möglich machen, das Leben freudig zu ertragen!

Daß ſie nichts von dieſem Brief ahnet, den ich heimlich, und nicht ohne Sorge, entdeckt zu werden, geſchrieben habe, werden Sie vermuthen. Verrathen Sie mich daher nicht, Sie mögen nun durch meinen Brief auf was immer für eine Art zu handeln beſtimmt werden! Schweigen Sie davon vor Allem gegen meinen Vater! Sie könnten mir einen Verdruß zuziehen, von deſſen Größe und Folgen Sie ſich vielleicht keine Vorſtellung machen werden, da Sie nicht berechnen können, wie reizbar das Unglück unſern guten Vater geſtimmt hat. Ich zähle daher auf Ihr Zärtgefühl, Neuenbach! und darum zähle ich mit voller Zuverſicht.

Franciska.

Drey Tage sind es nun, seit ich dieß unglückliche Blatt erhalten, drey Tage unter Höllenqualen verlebt! Es bleibt nur Ein Entschluß, ich weiß es; denn es gibt nur Einen Ausweg — entdecken — verlieren!

Wie glühendes Erz fielen die Worte in Franciska's Brief auf mein Herz, daß ich es sey, dem sie die Befreyung ihres Vaters, die Rettung ihres Glückes danken. Dieses Wiederhohlen derselben Idee, dieß Vorerzählen ihrer Verpflichtungen, ihres Dankgefühls — o es ist unerträglich!

Was ich mitgewirkt — kann es wohl in Betracht kommen? Alles, Alles hat Elmwald gethan. Er hat sich mit Gefahr seiner Existenz in halsbrechende Unterhandlungen eingelassen; nur seiner Gewandtheit in Geschäften dieser Art, und seinen frühern Verbindungen war es möglich, hier durchzudringen. Tausende an seiner Stelle würden unterlegen seyn. Er geht als Sieger hervor, und — mit zerrissenem Herzen.

Er war also nicht treulos, oder er hat eine vorübergehende Verirrung wieder gut gemacht. Er hat aus Paris an Lucien geschrieben, er hat ihre Briefe nicht erhalten, er hat sie für ungetreu, oder wenigstens für verändert halten müssen — und er opfert Alles, was ihm noch Werth haben kann, für sie!

Und soll ich kleiner neben ihm stehen? Soll ich hier genießen wollen, wo alles um mich in Schmerz und Elend darbt? Die sterbende Lucie sollte ich an mein Herz drücken? Ihr Todes-Lächeln könnte mich beglücken? Mit dem Opfer eines hingeschlachteten Daseyns soll ich meine Treue belohnen lassen?

O Elmwald! Elmwald! Mensch, den ich achten, und dennoch beynahe hassen muß! Warum hat das Geschick Dich in meine Bahnen geführt! Seit vorgestern, seit der unselige Brief die nagende Schlange voll tödtlichen Giftes in meine Brust geworfen, stehe ich ganz anders zu ihm. Ich kann ihn nicht mehr lieben; er hat mir zu viel geraubt. Aber ich kann ihn beglücken wollen — und ich werde es!

Welches ist der Zauber, der sein Wesen begleitet, ihm die Herzen unterwirft, und seine Fesseln unzerreißbar macht? Ich fasse es nicht. Eine Weile fing er an, auch über mich diese Macht zu üben. Franciska's Brief hat sie zerstört. Ich stehe frey neben ihm. Er hat edel gehandelt, groß, wenn Du willst. Auch in meiner Brust lebt Kraft zu ähnlichen Aufopferungen. Er soll Lucien — —

O Gott! Großer Gott! Was bin ich im Begriffe, auszusprechen! — Also ihr entsagen? Also

auf das ganze Glück meines Lebens verzichten? Nein! dieß Opfer iſt zu ungeheuer! Ich kann nicht!

Sie war nicht Elmwalds mehr. Er hatte ihr längſt entſagt, als er mit edler Uneigennützigkeit für die Rettung ihres Vaters das Schwerſte unternahm. Er hat viel auf's Spiel geſetzt, es iſt wahr; aber was iſt das Alles gegen Luciens Beſitz, gegen die Seligkeit, ſie ſein nennen zu können! Nein! Meine Entſagung wäre ungleich größer. — Ich kann nicht — werde daraus, was da will!

den 27. Morgens.

Ich habe eine furchtbare Nacht durchgekämpft. O wie oft, ſeit den letzten drey Tagen, hat jener Wechſel ſtreitender Gefühle, wie ſie das erſte Blatt meines Briefes enthält, in meiner Bruſt ſchmerzlich auf und abgewogt! Nein! Die Freundſchaft, die Liebe, ach, der Himmel ſelbſt kann mir nicht zürnen, wenn die zitternde Natur ſich vor der Vernichtung entſetzt, wenn die Hand zurückbebt, die das eigene Todesurtheil unterzeichnen ſoll. Ich weiß, was ich muß, was allein hier zu thun iſt; und mir fehlt die Kraft, es auszuſprechen.

Franciskен jetzt ſchon zu antworten, iſt mir nicht möglich. Ich bin nicht im Stande, meine Gedanken ſo weit zu ordnen, um ſie zuſammenhängend,

und mit der Deutlichkeit, die ich dem guten, theilnehmenden Weſen ſchuldig bin, hinzuſchreiben. Ich habe wohl noch eine Weile zu kämpfen, bis dieſer Sturm nur in ſo weit beruhigt iſt, um in meinem entzündeten Gehirn eine klare Gedankenreihe aufkommen zu laſſen! Leb wohl!

Zwey und ſiebenzigſter Brief.

Alphons Elmwald an ſeinen Bruder.

Paris den 30. November 1809.

Welche Entdeckung! Noch wie betäubt, und keiner deutlichen Vorſtellung mächtig, ſitze ich hier, und ſinne, ob es ein Traum iſt, der mich äfft, wie ſo oft in meinem Leben die ſchönſten Hoffnungen gethan, oder ob ich glauben darf, was ich hörte, was ich las, ſey Wirklichkeit?

Geſtern Abends kam die letzte Entſcheidung wegen der Florheim'ſchen Angelegenheit aus dem Büreau des Miniſters an mich. Es war nun in O...g alles beygelegt, Florheim mit Aufopferung eines bedeutenden Theils ſeines Vermögens von der übrigen über ihn verhängten Strafe losgeſprochen, ſeine politiſchen Unternehmungen aber als wenig gefährlich erklärt, und alles zur großen Zufriedenheit der Familie beendigt.

Ich eilte noch spät mit dem Blatte in Neuenbachs Zimmer, der seit ein Paar Tagen ganz sonderbar zerstreut, ja verstört, sich meist außer dem Hause umhergetrieben hatte. Er empfing es mit starrem Blick aus meiner Hand, las es, sank bleich und erschöpft auf einen Stuhl, und winkte mir, als ich mich ihm besorgt nähern wollte, mich zu entfernen. Ich sah ihn bedenklich an; aber ich ging. Diese Wirkung meiner Nachricht war mir, ich gestehe es, unerwartet. Ich hatte mich ihrer rein erfreut, um des Guten willen, das dem Florheim'schen Hause, das Lucien daraus entsprang, und auch, weil meine Stellung zu Neuenbach, die immer drückend, aber in der letztern Zeit seines seltsamen Betragens wegen sehr unangenehm gewesen war, nun aufhören, und uns Beyden die Freyheit gegeben werden würde, in ganz entgegengesetzten Richtungen unsern Lebensweg fortzusetzen.

Heut morgens trat er zu mir herein. Seine Züge waren bleich, verfallen, seine Augen trugen Spuren vielen Weinens. Erschrocken eilte ich ihm entgegen. Da reichte er, ohne zu sprechen, mir ein Blatt, von Frauenzimmerhand beschrieben, und sagte nach einigen Augenblicken mit fast tonloser Stimme: Ich war mit Lucien verlobt. — Das ist

vorbey. Sie sind der Retter ihres Vaters. Sie lieben sie noch — ich trete sie Ihnen ab. Er wandte sich, um zu gehen. Ich sah ihn zittern, schwanken; ich sprang auf ihn zu, und ließ ihn auf einen Stuhl niedersitzen. Die Menge der Gedanken und Gefühle, die in dem Momente auf mich eindrangen, hemmten auch meine Worte; doch suchte ich ihm stillschweigend einige Hülfe zu leisten. Er winkte verneinend. Er blickte auf zu mir; es lag ein Ausdruck von unsäglichem Schmerz in diesem Gesichte, in diesen rothgeweinten Augen, der mein Innerstes bewegte. Neuenbach! rief ich: Wo denken Sie hin? Besinnen Sie sich! Wenn Sie mit Lucien verlobt sind — so ist es Ihre Pflicht —

Er schüttelte heftig mit dem Kopf, und seine Thränen brachen wieder hervor. Mein innigstes Mitleid wurde rege; aber er war nicht im Stande, mir mehr zu erklären, er wies nur auf den Brief, den er mir gegeben. Ich trat ans Fenster, und las. Er war von Franciska. Gerechter Gott! Welche Entdeckung! Unsre Briefe müssen unterschlagen worden seyn. Sie hatte keinen von mir, so wie ich keinen von ihr, erhalten. Ein Zufall spielt ihr jetzt die meinigen in die Hände, jetzt, wo sie, wie es scheint, auf ihres Vaters Geheiß halb gezwungen mit Neuenbach verlobt war. Die Le-

sung jener Briefe, die Überzeugung, welche daraus hervorging, hatten beynahe ihr Leben in Gefahr gebracht. Franciska wendet sich an Neuenbachs Großmuth, um von ihm die Lösung jenes Bandes zu erbitten, das keinen Theil mehr beglücken kann.

Ich war tief erschüttert; ich stand sprachlos, das Blatt in der Hand. Neuenbachs schmerzliche Laute gaben mir zuerst wieder Besinnung. Ich eilte zu ihm. Ich beschwor ihn, sich nicht zu übereilen, und alles zu erwägen; Lucie allein könne hier entscheiden; uns stehe kein Tausch, kein Handeln um ihren Besitz zu. Er richtete sich empor, blickte mich trüb an, sagte: O sie hat mich nie geliebt! Ihr Herz hat ewig an Ihnen gehangen! — und sank dann wieder in Thränen zurück.

Ich ließ ihn gewähren, ich ließ dieß schmerzhafte Gefühl sich in diesem Erguße verströmen. Es zu stören, oder aufzuhalten, wäre unnütz gewesen. Was meine Brust bewegte, verstattete ohnedieß keine Äußerung. Endlich hatte der Unglückliche sich gefaßt, er stand auf. Reisen Sie nach O..g! sagte er: Ich habe an Franciska und an den Vater geschrieben. Bald werden sie wissen, wem sie ihre Rettung verdanken, wer heiß und

treu von Lucien geliebt wird, und sie wieder liebt — und wie elend ich bin!

Ich zog ihn an meine Brust. Neuenbach! rief ich: Sie haben die Geliebte noch nicht verloren. Lucie — ich sage es noch einmahl — Lucie muß entscheiden! Nehmen Sie mich zum Freund, zum Bruder an!

Bruder? rief er: — Bruder! — Ja wohl! — Und sie wird dann meine Schwester! Er warf sich mir um den Hals, seine Thränen flossen aufs neue. Wir hielten uns innig und lang umarmt. Gewiß, Neuenbach ist ein edler Mensch; aber Lucien kann er nicht beglücken!

Er riß sich endlich los, nachdem er mich mehr als einmahl mit schmerzlicher Wärme, Bruder, genannt hatte, und verließ mich. Seitdem sitze ich hier, und sinne mich müde, und zittre vor der Annäherung eines Glückes, das ich schon mehr als einmahl so nahe gesehn, das mir jedesmahl wieder entschwunden, und jetzt — o mein Gott! Sollte es möglich seyn? Hättest Du meinen Schmerz angesehn, meine Thränen gezählt? Und sollte ich hienieden noch Glück finden können?

Abends.

Neuenbach ist nicht wohl. Die Erschütterung der letzten Tage hat ihn angegriffen; doch hoffe

ich, es soll nicht von Bedeutung seyn. Der Unglückliche! Ich fühle, was er leidet, und ich wage es nicht, ihn zu trösten. Alles, was ich sagen kann, weil es aus meinem Munde kommt, muß ihn verletzen.

Ich habe viel, viel nachgedacht über Alles, was ich diesen Morgen von ihm gehört. Sprechen will ich nicht mit ihm darüber. Das Berühren dieser frischblutenden Wunden kann nicht anders als schmerzhaft und unheilbringend seyn. Er hat dem Vater geschrieben? Das war eine sehr begreifliche Aufwallung von Großmuth, von Zartgefühl. Er wollte den Dank nicht allein ernten, den er nicht ganz allein verdient hatte. Ich fasse und billige das. — Aber hat er meinen Wünschen mit dieser Erklärung wohl genützt? Ich fürchte, nein! Nach meinen früheren Erfahrungen, selbst nach Franciska's Brief ist von Florheim wenig zu hoffen. Und wenn auch! Meine Laufbahn ist zerrissen. Der Herzog wird nach dem Schritte, den ich in Marseille gethan, schwerlich den rückkehrenden Flüchtling gütig aufnehmen, und — ohne Amt, ohne Einkünfte, wie dürfte ich tollkühn und unzart genug seyn, Luciens vom Vater, von den Umständen, von der Welt gebilligtes Bündniß mit Neuenbach zu stören, mich vorzudrängen, und

ihr die Hand des Brot- und Heimathlosen anzubiethen? Nimmermehr!

Schreiben will ich nach K.. und mich unter der Hand erkundigen. Ich achte dieß für Pflicht. Ich will Alles thun für die bloße Möglichkeit von Luciens Besitz. O Bruder! Schon das Zusammendenken dieser zwey Begriffe, meine Zukunft und Lucie, ist ein Glück, an dessen Daseyn ich zu glauben verlernt hatte. Es tritt mir wieder entgegen, es leuchtet mir dämmernd von ferne, aber nur zweifelnd gibt mein der Hoffnung entwöhntes Herz sich dem schmeichelnden Anschein hin, und öffnet sich, streng und lange verschlossen, fast widerstrebend dem freundlichen Strahl. O mein Gott! Wenn ich wieder aufgeben, wieder zurückstürzen sollte! Das würde mich tödten!

Was Neuenbach mir gesagt, so viel es ihm scheint, so schmerzlich es ihn trifft, für mich ist es wenig. Franciska's Brief enthält nur die Bestätigung alles dessen, was ich längst ahnete, daß Luciens Liebe zu mir unverändert fortgewährt, und daß sie Neuenbach ihre Hand nur aus Überredung gereicht. Der einzige Umstand mit den verlornen Briefen ist neu. Er erhellt das Dunkel, das noch für mich auf dem Zusammenhange des Ganzen haftete, und dient nur, uns die Pfade

klar zu zeigen, auf welchen uns der Zufall oder Bosheit rettungslos zum Unglück führte. Ich weiß, daß ich ewig in Luciens Brust herrschen werde; aber sie darf dieser Stimme nicht folgen, wenn der Vater nicht selbst sie ihres Worts entbindet. Du siehst, welche Berge sich noch vor mir aufthürmen, und ob ich Recht hatte, mein Herz festzuhalten, daß es sich nicht verlocken lasse.

Dennoch regt sich die Hoffnung schmeichelnd, flisternd in der innersten Tiefe der Brust, und läßt mich nicht ruhen. Holde Bilder erscheinen mir; die Tage meiner glücklichen Jugend steigen vor mir empor, ich sehe Lucien in der Blüthe ihres damahls so reizenden Frohsinnes vor mir stehn. Ach Gott! Wo sind diese Zeiten, und was sind wir selbst!

Drey und ſiebenzigſter Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

Paris den 3. December 1809.

Morgen reiſe ich von hier ab, und liege in wenigen Tagen an Deinem Herzen. Öffne mir Deine Arme, mein Freund! Nimm den Todtwunden an Deine Bruſt! Kann er noch geneſen, ſo iſt es an jener Stelle. Es geht Alles ſeinen Gang, wie ich es dachte, von dem Augenblick an, da ich vor zehn Tagen Franciska's Brief erhielt. Dem Glücklichen gereicht eben alles zum Glück, und wer viel hat, dem wird noch mehr gegeben! Ach, ich will Alphons nicht beneiden, ich gönne ihm, was ihm der Himmel ſo reichlich ſchenkt; er hat lange genug gelitten. Nun iſt die Reihe an mir, und ich darf wohl fühlen, daß ich leide. Florheims Proceß iſt ganz geſchlichtet. Ihm verdanken ſie Alles, was Günſti-

ges für sie geschehen ist. Ich habe es dem Vater, ich habe es Franciscken geschrieben; ich will keinen Dank, wo ich kein Verdienst, oder nur geringes habe. An Lucien zu schreiben, habe ich nicht vermocht. Sie soll glücklich werden: ich wünsche es ihr, das weiß Gott! Daß sie Elmwald mehr liebt, wie mich, sichert ihr freylich ein größeres Glück an seiner Seite. Zärtlicher, aufopfernder, als ich, kann er sie nicht lieben. Er hat viel für sie gethan. Mir ward es nicht so gut. Was ich für sie geleistet und gelitten, was ich mit Freuden noch künftig opfern und leisten will, fällt nicht in die Augen. Mein Wille war ernst und rein; er ist es noch. Sie reiche Elmwald die Hand, und sie fordere mich auf, mein Leben für sie hinzugeben; ich bin bereit es zu thun, so wie ich bereit war, in O..g ihrer Hand zu entsagen, wenn sie es gefordert hätte und dennoch für sie und die ihrigen alles zu thun, was die Umstände forderten.

Es ist eine Verkettung unseliger Zufälle, die mich von dem Augenblick an verfolgt, wo ich sie kennen lernte. Alles, was ich unternahm oder vermied, was ich suchte oder floh, um jenem Einfluß zu entgehen, Alles wandte sich mir unter der Hand zum Verderben. Überall trat Eine Gestalt in der Erinnerung oder Gegenwart mir feindlich ent-

gegen, überall hatte ich mit ihr zu kämpfen, und jetzt schon beynahe am Ziel entreißt sie mir die Palme, und geht als Sieger aus dem Streit.

Ich werde ihm nicht mehr in den Weg treten. Er wandle seine Bahn! Ich habe ihn achten gelernt, ja es gab Augenblicke, wo ein Gefühl inniger Liebe in meiner Brust aufwallte. Stünde er mir nicht so verderblich entgegen, ich glaube, ich hätte mit schwärmerischer Liebe an ihm hangen können. Es liegt etwas höchst einnehmendes, ja bewältigendes in seinem Wesen. Aber so, wie wir jetzt stehn, bleiben nur Achtung und Schmerz in meiner Brust. Die Genugthuung konnte ich mir nicht versagen, in den letzten Tagen, welche wir zusammen zubrachten, und wo sich unsre Herzen oft und wahr gegeneinander aufschlossen, ihm zu sagen, daß ich ihn dazumahl in O..g an Luciens Seite nicht zum erstenmahl gesehn. Ich erzählte ihm mein Abenteuer und seines im Posthause. Er hörte mir aufmerksam und stillschweigend zu; ein feines Lächeln bildete sich um seine Lippen. Haben Sie das Lucien erzählt? fragte er zuletzt. Ich stutzte, doch verhehlte ich es ihm nicht, dazu war ich zu stolz. Gut denn! antwortete er: Das ist mir lieb; sie wird in Ihrer unbefangenen Erzählung die Bestätigung meines Geständnisses gefunden haben. Ja, es war ei-

ne Abschiedsscene, nur konnten Sie ihren ganzen Sinn nicht errathen. Ich schied von der Herzoginn, nicht, weil unsre Straßen sich trennten, sondern weil ich ihr kurz vorher, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, erklärt hatte, daß ich verlobt sey. Daraus war ihre und selbst meine stärkere Bewegung zu deuten; und deßhalb war mir auch später das Zusammenleben mit ihr in Paris so peinlich.

Ich schwieg. Was konnte ich auf diese Antwort sagen! Was ich gedacht, wäre, zu äußern, vielleicht unzart gewesen. Ich brach daher das Gespräch ab. Den Tag darauf erhielt er eine Staffette von seinem Hofe, des Inhalts, daß, da sein sechsmonathlicher Urlaub nunmehr zu Ende sey, der Herzog seine Rückkehr erwarte, und ihm vor der Hand auftrage, sich zur Übernahme der Legationssecretärsstelle in O..g bereit zu halten, welche der Herzog ihm in Anbetracht seiner, ihm in Paris geleisteten, Dienste zu übertragen geruhe.

Ich war dabey, als der Brief anlangte. Diese Wonnetrunkenheit, diese Verklärung der Züge, diese thränenvollen zum Himmel gerichteten Blicke schildern keine Worte. Wenn Lucie, wenn die Herzoginn ihn öfters in solchen Augenblicken gesehen haben, so begreife ich ihre Bezauberung. Er war wirklich hinreißend.

Seine Bruſt arbeitete, ich ſah, daß es ihn drängte, ſich einem fühlenden Weſen mitzutheilen, und nur ich allein war der, dem er den tiefſten Quell ſeiner Freuden nicht offenbaren konnte. Ich fragte ihn theilnehmend — er ſah mich einen Augenblick zweifelhaft an, dann reichte er mir das Blatt hin. Ich begriff Alles, mein ganzes Unglück! Und doch mußte ich ihn umarmen, und ihm vergönnen, an meinem Halſe ſeine Freudenthränen zu weinen. Wir hielten uns lange umfaßt. Er richtete ſich endlich auf, ſah mich mit trübem Ausdruck in den dunkeln Augen an, und ſagte: Eduard! Warum kann ich mein Glück nicht mit Dir theilen! Warum muß, was mich beſeligt, Dich ſo ſchwer verletzen! Ich verſicherte ihn, und, bey Gott! ich fühlte es ſo in dem Augenblicke, daß ich mich ſeines Glückes um ſeinetum Luciens willen herzlich freute. Das glaubte er mir, und umfaßte mich vom neuem. Seit dem ſtehen wir einander näher; dennoch war ich froh, als ich ihn geſtern abreiſen ſah.

Ich folge ihm übermorgen. Meine Geſchäfte ſind abgethan. Was habe ich auf der Welt noch zu verrichten? Meine Zukunft liegt hinter mir. Ob ich je nach O..g zurückkehre, ob ich nach langer Zeit Lucien wieder zu ſehen vermögen wer-

de, weiß ich nicht. Auf jeden Fall beſinne ich mich erſt, wenn ich bey Dir bin. Florheim iſt wohl ſo gut, meine Angelegenheiten indeß zu den ſeinigen zu machen, und das übrige gibt der Augenblick — die Stimmung. Leb wohl!

Vier und ſiebenzigſter Brief.

Franciska Florheim an Roſalinden.

O..g den 2. Januar 1810.

Schon einmahl, mein verehrtes Fräulein, hatte ich die Ehre, Ihnen ſtatt meiner Schweſter zu ſchreiben. Dazumahl war es in dem trübſten Augenblick ihres Lebens. Seitdem hat uns Gott vieles Glück geſandt; er gibt mir nun auch das, Ihnen jetzt in der ſeligſten Zeit meiner guten Lucie zu ſchreiben. Seit acht Tagen iſt Alphons hier. Den erſten Moment des Wiederſehens zu beſchreiben, fühle ich mich außer Stande; alle Worte müſſen hier kalt erſcheinen. Er war mehr angegriffen als ſie; vielleicht daß in ſeinem ſtärkern Gemüthe auch die Erſchütterungen ſtärker wirken. Nach den erſten Minuten ſtummen Entzückens ſank er erſchöpft auf das Canapeh; nur ſeine Blicke, nur unarticulirte Seufzer unterrichteten Lucien

von dem Sturm der Freude, der seine Brust durchtobte. Nach und nach fanden sich die Glücklichen zurecht, aber noch ist meine Schwester nicht im Stande, so viel Ruhe zu erzwingen, als zur Abfassung eines ordentlichen Briefes gehört. Was haben sich die Herzen nicht zu sagen, die so lange, so schmerzhaft getrennt waren, sich so lange mißverstanden, und schuldlos gequält hatten!

Ein Brief des guten Neuenbach unterrichtete uns vor drey Wochen schon von dem wahren Zusammenhang der Dinge. Doch das hat Ihnen meine Schwester, wie ich weiß, gemeldet. Damahls fiel der erste Strahl der Freude in ihre Seele, sie fieng an zu hoffen, und an ihr Glück zu glauben; und auch auf meinen Vater hatte diese Nachricht einen erwünschten Einfluß. Er, der Elmwald immer geschätzt, und nur um seines Standes willen ungern als Schwiegersohn gedacht hatte, mußte sich jetzt durch die Größe der Verpflichtung, wie durch die edle Weise der Leistung, überwältigt fühlen. Ohnedieß hatten ihn das Unglück und Luciens Opfer, dessen Größe er jetzt einzusehen begann, weicher gestimmt. Es war ein schöner feyerlicher Augenblick, als er Neuenbachs Brief gelesen hatte, nun Lucien zu sich rufen ließ, ihr ihn selbst vorlas, und, als sie, vor großer Bewegung ihre Thrä-

nen kaum zurückzuhalten vermögend, es doch nicht wagte, ihre Rührung laut werden zu laſſen, ihr weinend um den Hals fiel, ſie ſein gutes gehorſames Kind nannte, ihr ſeine Einwilligung zur Verbindung mit Elmwald, und ſeinen beſten väterlichen Segen gab. Ich war zugegen, und ſank ihm mit Lucien zu Füßen. Seine Hände ruhten auf unſern Häuptern. Gewiß, Gott und ſeine heiligen Engel haben mit Wohlgefallen auf den guten Vater niedergeſehn, und der Segen dieſer Stunde wird durch Luciens Leben gehn.

Wenige Tage darauf kam ein Brief von Elmwald, der erſte ſeit jenem ſchmerzlichen Scheidebrief. Lucie war außer ſich vor Seligkeit und Freude. Bald darauf folgte einer von ihm, aus K** datirt. Der Herzog hatte ihn mit großer Güte aufgenommen, alles Vorhergegangene war vergeſſen, und Elmwald erhält die längſtgewünſchte Stelle bey der Geſandtſchaft in O..g, die ihm voriges Jahr war verſagt worden. Nun ſind alle Wünſche erfüllt, und er eilte, ſobald es die Geſchäfte und die Rückſicht für den alten Herzog, der ihn nicht ſogleich wieder entlaſſen wollte, verſtatteten, hierher, ſeinen Vorgänger abzulöſen, und endlich in Luciens Armen den Lohn ſeiner Treue und ſeiner Aufopferungen zu finden.

Der Vater empfing ihn wie einen geliebten Sohn, wir Alle wie einen zweyten Vater. Ach, was haben wir ihm nicht zu danken! Seitdem ist ein fröhliches Leben in unserm Hause. Lucie ist so glücklich, daß sie in manchen Augenblicken ängstlich über die Größe ihrer Seligkeit wird, und nicht bedenkt, wie viel sie früher gelitten, um dieß Glück zu verdienen. Elmwald war die ersten Tage in sich versunken und zu wonnetrunken, um anders als durch verklärte Blicke und den Ton seiner Stimme sein Glück zu verkünden. Jetzt gibt er sich allmählich einer heitern Unbefangenheit hin, die ihn wie ein fröhliches Kind tändeln und scherzen lehrt, und ihn uns Allen, besonders den jüngern Geschwistern sehr lieb macht.

Ich stehe dann oft neben den Glücklichen, und beobachte ihr Getändel, ihr Gekose, sehe diese trunknen Blicke, höre den schmelzenden Ton dieser Stimmen, und wundere mich still in mir selbst, wie die Liebe aus sonst ernsten, klugen Menschen solche Kinder machen könne! Lassen Sie es mich aufrichtig gestehn, mein Fräulein! Ich glaube, wenn das rechte Liebe ist, so werde ich in meinem Leben nie verliebt werden. Die Schwester hat mirs ohnehin schon längst abgesprochen, und was ich jetzt sehe, bestärkt diese Meinung. Nein! solcher Ge-

fühle halte ich mein Herz nicht fähig; und ich beklage mich deßhalb nicht. Nicht alle Gemüther sind gleich, und ich habe mein neunzehntes Jahr sehr ruhig und sehr vergnügt zurückgelegt.

Nur Eine Betrachtung ist jetzt noch, die einen Tropfen Bitterkeit in die allgemeine Freude gießt; und das ist das Geschick unsers Freundes Neuenbach. Seit er Paris verlassen, haben wir nichts mehr von ihm gehört, und es ist manchesmahl der Gegenstand unserer ängstlichen Sorge, daß das Glück unseres Hauses auf den Schmerz einer so treuen edlen Seele gebaut seyn mußte. Mit Wehmuth denke ich oft an ihn, und sinne vergebens, wie dieses Mißverhältniß zu heben, und ihm für so viel bewiesene Freundschaft und Edelmuth eine Vergeltung durch uns werden könnte. Nur die Zeit und Gottes leitende Vatergüte können für ihn wirken, und seine Wunden heilen; wir wollen indeß für ihn bethen, und hoffen, ihn einst ruhig und zufrieden unter uns zu sehn.

Fünf und ſiebenzigſter Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an Gräfinn Herminie von S**.

K** den 4. Januar 1810.

Schon ſeit acht Tagen harre ich Deiner Zurückkunft, um mein volles Herz gegen Dich auszugießen. Wo bleibſt Du ſo lange? Halten die Beendigung Deines Prozeſſes, die Formalitäten der Scheidung Dich ſo lange auf, oder ſinnt Graf S** und ſeine Verwandten auf neue Tücken, um Dich in verhaßten Banden zu halten? Er ſoll es nicht wagen. Mein Vater hat ſich entſchieden über Deine Angelegenheit ausgeſprochen, Du darfſt auf ſeine ernſtlichſte Unterſtützung rechnen. Das laß Deine Gegner wiſſen, wenn ſie Dich quälen wollen!

Es iſt mir ſehr unlieb, Dich jetzt zu miſſen. Es gab ſo Manches zu erzählen, zu bemerken, beſonders als in der vorigen Woche jenes Zuſammentreffen Statt fand, das ich eben ſo ſehr gewünſcht

als gefürchtet hatte. Du weißt, ich fand es weder meiner Würde, noch meiner Ruhe, noch endlich der Rücksicht angemessen, die ich Dumesnard schuldig bin, in der Residenz und bey meinem Vater zu bleiben, als ich wußte, daß er seinen Cabinetssecretär zurück erwartete, um ihn, mit völligem Vergessen alles gerechten Unwillens, wie ein wiedergeschenktes Kind zu empfangen, und dem verzogenen Söhnchen in Allem seinen Willen zu thun. Ich ging nach Lindenhain, und Du warst so gefällig, mich zu begleiten, um mich in jenen trüben Tagen nicht einsam zu lassen. Da rief Dich der Brief Deines Sachwalters ab, und ich sah mich in der unangenehmen Nothwendigkeit, entweder allein in der stürmischen Jahreszeit auf dem einsamen Jagdschloß zu verweilen, oder mich allen Qualen und Mißverhältnissen auszusetzen, die ein längeres Zusammenleben mit jenem Menschen unausweichlich machte. Wie lange er in K** bleiben würde, konnte ich nicht bestimmen; doch war zu vermuthen, daß er eilen würde, seinen neuen Platz in O..g anzutreten. Aber meines Vaters Liebe zu ihm, der förmlich langsame Gang der Geschäfte — es konnte Wochen dauern — und so lange mit ihm unter Einem Dach! Unmöglich!

Und dennoch! Ach, ich hätte ihn so gern ge-

ſehen! Nur Einmahl! Vielleicht zum letztenmahl auf dieſer Erde!

Recht ſchwermüthig ſaß ich am Nachmittag des zweyten Tags nach Deiner Abreiſe am Fenſter des grünen Cabinets, wo wir ſonſt zuſammen geſeſſen, gearbeitet, geplaudert hatten, und ſtarrte hinaus auf die winterliche Landſchaft, auf den ſchneebedeckten Garten, auf die nahen, mit Nebeln verhangenen Berge. Über mir war das Thurmzimmer mit der Kupferſtichſammlung, in welchem ich einſt ein Paar ſo köſtliche Stunden verlebt hatte. Wie damahls Alles blühte, grünte, lebte! Und nun ſo todt, ſo leichenweiß, ſo ſtill und ſtarr!

Mich überfiel eine ſehr wehmüthige Empfindung. Alles, was ich ſeit jenem Tage durch die Schuld eines leidenſchaftlichen ſchwankenden Gemüthes, und ſein Unrecht gegen mich, gelitten, ging in langem Zuge vor mir vorüber. Ach, nicht die Ghosts of my departed joys! Viel trübe thränenvolle Stunden, viel bange Sorgen, viel tauſend Kränkungen! Ich dachte mir ihn jetzt wieder in den alten Umgebungen bey meinem Vater, in unſern Sälen, an unſerer Tafel, wie ehemahls. Mein Vater hatte mir einen Brief geſchrieben, aus deſſen heiterem Ton das Vergnügen über die Rückkehr des Undankbaren ſichtbar ſprach. Dieſe Freu-

de kam mir in dem Augenblicke wie ein Unrecht an mir vor, ich ſchien mir ſo zurückgeſetzt, ſo verlaſſen, ſo verbannt auf dem einſamen Schloſſe, von dem nun mit Dir auch die letzte befreundete Seele gewichen war! Da ſah ichs von ferne auf der Höhe des Berges durch den Nebel ſchimmern; Lichter bewegten ſich, ein dumpfes Geräuſch, wie das Rollen eines Wagens, ließ ſich hören. Es kam näher, es war eine Reiſecalleſche. Mein Herz ſchlug unbändig. Wer konnte es ſeyn? Ich ſchellte, meine Leute ſtürzten erſchrocken herein, ich ſandte hinunter, dem Wagen entgegen — Es war Dumesnard!

Ich ſammelte meine aufgeregten Geiſter, erkannte dankbar die zarte Aufmerkſamkeit des treuen Freundes, und ging ihm mit wahrem Vergnügen entgegen.

Er hatte den Tag vorher vernommen, daß Du abgereiſet warſt, und wollte mich nicht ganz allein laſſen. Wie ſehr dankte ich ihm das! Sein lebendiger Witz, ſein geiſtvolles Geſpräch ſtillten nach und nach die Unruhe meines Innern. Ich fühlte mich ſehr erleichtert, ich ließ Thee und Punſch vor den flammenden Kamin bringen; wir ſetzten uns zuſammen, plauderten, lachten, die trüben Erinnerungen entwichen in Nebel und Schatten. Von da

an fing ich an, mich zu faſſen, und fühlte mich nach ein Paar Tagen ſtark genug, um, als eine Staffette mich zurückberief, weil Onkel und Tante von **hauſen den nächſten Tag erwartet wurden, auch jenem Wiederſehen ruhiger entgegen zu gehen.

In unſern Unterhaltungen war ſeiner nicht erwähnt worden. Dumesnard war Alles bekannt, aber auch die beſte Art, mein aufgeregtes Gemüth zu behandeln, und mich für eine Zuſammenkunft zu ſtählen, von der er wußte, daß ſie unvermeidlich ſeyn würde. Dumesnard begleitete mich zurück.

Den Tag darauf erſchien ich bey der Tafel, wo ich gewiß war, den Gefürchteten zu treffen. Ich faßte mich, ſo gut ich konnte; mich beruhigte der Gedanke, daß bey ſo vielen neuangekommenen fürſtlichen Gäſten und ihrem Gefolge ſich jene Geſtalt, minder merklich verlieren mußte. Zwar ſchlug mein Herz heftig, als ich, beym Eintreten am Arm meines Onkels, ihn im Fond des Saales ſtehen ſah; aber die unbefangene Ruhe, mit der er ſich verbeugte, und, als mein Vater ihn rief, um ihn unter den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken ſeinem Schwager vorzuſtellen, ſich mit dieſem und mir unterhielt, gab mir all mein Selbſtgefühl zurück, indem es meinen Stolz aufregte.

Seitdem habe ich ihn nur ein einziges Mahl,

bey der Abschiedsaudienz, gesehen, die ich für gut fand, ihm im Beyseyn mehrerer meiner Damen zu geben. Er schien ihnen Allen schöner, als je. Die Freude beglückter Liebe, geschmeichelten Stolzes blitzte aus seinem strahlenden Auge. Mir hatte er früher in seinem Schmerz, in seiner Düsterheit viel besser gefallen. Ich unterhielt mich ziemlich lange und ziemlich ruhig mit ihm. War doch auch er ganz Unbefangenheit!

Es ist doch ein wunderbarer, ein erschütternder Gedanke, Jemand, der uns so gestanden, auf lange Zeit — vielleicht auf immer scheiden zu sehen! —

Dumesnard hat mir versprochen, bis zum Frühling wenigstens in K.. zu bleiben. Mein Vater läßt seinen Einsichten volle Gerechtigkeit widerfahren, und verspricht sich viel Nützliches von seiner Anhänglichkeit an unser Haus. Was Jener ihm war — wird ihm Dumesnard nie ersetzen. Ich begreife das.

Leb wohl, Herminie! — Leb wohl! Hättest Du je gedacht, daß das so enden würde?

Sechs und siebenzigster Brief.

Lucie Elmwald an Rosalinde.

D..g, den 10. May 1812.

Du bist es gewohnt, liebe Rosalinde, bey jeder fröhlichen oder traurigen Begebenheit unsers Hauses zur Theilnahme aufgefordert zu werden. So laß Dir denn auch jetzt eine recht erfreuliche Nachricht mittheilen, und schlage mir meine Bitte nicht ab, die ich, wenn ich Dir erst Alles werde erzählt haben, an Dich richten will!

Du weißt, wie sehr wir uns Alle freuten, als vor einigen Monathen endlich der treue gute Eduard, nach einer Trennung von mehr als einem Jahre, wieder in unserm Kreis erschien. Schon früher hatte er ein Paarmahl, theils an meinen Vater, theils an Alphons geschrieben. Sein Gemüth schien durch Zeit und Überlegung sich einigermassen beruhigt zu haben, und mit inniger ungeheuchelter Freude nahm er aus der Ferne Theil an unserm häuslichen Glück,

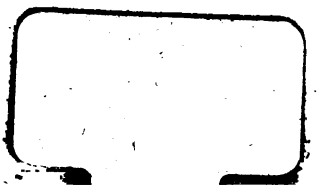
und bath meinen Mann, ihn zum Pathen ſeines erſten Kindes anzunehmen. Dieſer Brief trug indeß noch das Gepräge trüber Schwermuth. Er ſprach von aufgegebenen Lebenshoffnungen, von einem zweckloſen Daſeyn, und nicht undeutlich ſchimmerte der Plan durch, das Kind, deſſen Taufpathe er werden wollte, auch einſt zum Erben ſeines Vermögens, da er ſich nie zu verheirathen denken könnte, anzunehmen. Wir ließen das auf ſich beruhen. Alphons antwortete mit herzlicher Rührung, wie es der herzliche Antrag verdiente. Die Zeit ging herum — ein Jahr war verſtrichen, ſeit Gott mich mit dem Gegenſtand all meiner Liebe und Wünſche vereinigt hatte, mein kleiner Eduard lag ſchon in dem Mutterarm, und plötzlich kam ein Billet von der nächſten Poſtſtation, das uns Neuenbachs Ankunft für denſelben Abend meldete. Welche Freude für uns Alle, die mitten im Glück nie anders als mit Wehmuth des unglücklichen — um unſertwillen — unglücklichen Freundes gedacht, und oft ſeinen Kummer als einen geheimen bittern Vorwurf gefühlt hatten!

Unſer Wiederſehen war ſchön, aber nicht ohne Schmerz. Doch waren wir froh, Neuenbach wohl ausſehend, und, als der erſte Sturm des Gefühls vorüber war, auch ziemlich heiter zu finden. Mir

begegnete er im Anfange etwas scheu, und auch ich konnte schwer den rechten Ton zu ihm finden. Am liebsten war er um den Vater und um Fanny, deren klares heiteres Gemüth seine gespannte Seele wohlthätig zu berühren schien. Nach und nach legten sich die aufgeregten Wellen, er gewöhnte sich an den Anblick meiner Liebe, meiner Verbindung mit Alphons, an den Gedanken, mich als das Weib eines Andern zu sehn, und ein schönes freundschaftliches Verhältniß stellte sich unter den beyden Männern her. Du wirst manche Spuren davon in meinen vorigen Briefen gefunden haben. Aber eine stille Hoffnung, die seit seiner Ankunft in meiner Brust schlief, die ich Niemand, selbst Alphons nicht, mitzutheilen wagte, äußerte ich auch nicht gegen Dich. Es war der geheime Wunsch, daß Fanny dem edlen Freund werden möchte, was ich nun einmahl ihm zu seyn nicht vom Himmel bestimmt gewesen, und ich verhehle es nicht, daß manche meiner Schritte, manche meiner Reden darauf abzweckten. Fanny wird nie leidenschaftlich lieben, dafür kenne ich sie; und Eduards Herz kann nur einer zweyten, mithin ruhigern Empfindung Raum geben. So schienen mir die beyden Gemüther wohl für einander passend, und was ihre übrigen Eigenschaften und Vorzüge betraf, wußte

ich, daß Jedes hohen, wohl von dem andern erkannten und erprobten Werth besaß. Nach und nach fing das Ding an, sich zu machen, die leisen Funken zündeten, Fanny's tiefe Hochachtung und ihre zarte Theilnahme an Neuenbachs Geschick gaben ihrem Betragen gegen ihn eine feine, aber sehr anziehende Weichheit, sein so lange gedrücktes Herz öffnete sich diesen zarten Anregungen, und kurz, ehe drey Monathe vergangen waren, hatte eine innige Freundschaft ihre Seelen verbunden. Daß ich Fanny größten Theils gebildet, gibt ihr in des allzutreuen Freundes Augen, wie er es neulich Alphons gestand, einen Reiz mehr. Fanny liebt ihren Freund, wie dieß heitere, ewig klare Gemüth zu lieben fähig ist; mein Vater sieht seinen alten Lieblingswunsch erfüllt, den werthgeschätzten Handelsgenossen seinen Sohn nennen zu können, Alphons ist selig in dem Gedanken, den Mann, dem er willenlos so weh gethan, wieder zufrieden zu sehn, und so erheitert sich uns durch Gottes Güte auch der letzte düstre Punct unserer Aussichten.

O meine Rosalinde! Sind wir auch so vielen Glückes würdig? Kann ich wohl, so viel ich auch gelitten, jene Schmerzen für ein genügendes Opfer halten, im Vergleich mit der Seligkeit, deren ich jetzt seit anderthalb Jahren ununterbrochen genieße?

Wie Alphons an jenem Tage unſerer erſten Verlobung mich geliebt, ſo währt ſeine Liebe, zart, innig, heiß, noch immer fort, und wenn im ruhigen Beſitz jene ſtürmiſchen Auftritte nicht mehr Statt haben, die ſonſt Seligkeit und Jammer über unſer Daſeyn brachten, ſo beglückt und verſchönt eine gleiche milde Wärme jeden Augenblick meines nur ihm geweihten Lebens. Möge der Himmel Fanny ein ähnliches Glück ſchenken! Doch — es gibt nur Einen Alphons!

Die Verbindung des jungen Paars iſt auf den nächſten Monath feſtgeſetzt. Wir werden ſie in Erlhof feyern, wohin ich in ein Paar Tagen abzugehn, und alles zu den Hochzeitfeyerlichkeiten einzurichten denke. Willſt du nun, theure Freundinn, die von jeher unſer Glück und Unglück theilte, uns alle, und vorzüglich Fanny, die ſeit Deinem erſten Beſuche mit inniger Verehrung an Dir hängt, recht vergnügt machen, ſo ſchenke uns deine Gegenwart, und erlaube, daß ich Dir die Pferde, oder vielleicht meinen Alphons ſelbſt ſende, der ebenfalls die Stunde nicht erwarten kann, die einzige treue Freundinn ſeiner Lucie kennen zu lernen! Leb wohl!